



---

Aus evangelischen Archiven

Nr. 39

1999

---

Im Auftrag des Verbandes kirchlicher Archive hrsg. v.  
Bernd Hey und Gabriele Stüber

**Aus evangelischen Archiven**

**(Neue Folge der „Allgemeinen Mitteilungen“)**

**Nr. 39**

**1999**

**Im Auftrag des Verbandes kirchlicher Archive in der  
Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken  
in der evangelischen Kirche**

**hrsg. v. Bernd Hey und Gabriele Stüber**

**Druck:** Druckerei Robert Bechauf, Bielefeld

**Bezugsadresse:** Verband kirchlicher Archive - Geschäftsführung  
Landeskirchliches Archiv Hannover  
Goethestraße 27  
**30169 Hannover**

**Verantwortliche Redaktion:**

Prof. Dr. Bernd Hey, Bielefeld  
Dr. Gabriele Stüber, Speyer  
Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Autoren und  
Autorinnen selbst verantwortlich.

**Adressen für Einsendungen:**

Landeskirchliches Archiv der Ev. Kirche von Westfalen  
Postfach 10 10 51  
**33510 Bielefeld**

Zentralarchiv der Ev. Kirche der Pfalz  
Postfach 1720  
**67343 Speyer**

## **Inhalt**

<b>Editorial .....</b>	<b>5</b>
<b>Reinhard van Spankeren</b> <b>150 Jahre Diakonie - Rückblick auf ein Jubiläumsjahr.....</b>	<b>7</b>
<b>Margit Müller</b> <b>Das provinzialkirchliche Archiv in Magdeburg</b> <b>von seinen Anfängen bis heute .....</b>	<b>21</b>
<b>Wolfgang Fronhöfer</b> <b>Genealogische Datenbank der Diözese Passau -</b> <b>Ein Pilotprojekt.....</b>	<b>33</b>
<b>Barbara Faulenbach</b> <b>Sicherung und Erschließung des Historischen Bildarchivs</b> <b>der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal-Barmen..</b>	<b>41</b>
<b>Christine Lauer</b> <b>Wohin mit dem Papier?</b> <b>Neue Magazinräume für das Zentralarchiv der</b> <b>Evangelischen Kirche der Pfalz im Verwaltungsneubau</b> <b>des Landeskirchenrates in Speyer.....</b>	<b>51</b>
<b>Daniel Peter</b> <b>Die Archive der Kirchenbehörden des Reichslandes</b> <b>Elsaß-Lothringen (1870-1918) .....</b>	<b>59</b>
<b>Hans Ammerich</b> <b>Übersicht über die Quellenlage zum Thema</b> <b>Französische Kirchenpolitik in Deutschland (1945-1949) .....</b>	<b>67</b>
<b>Michael Häusler</b> <b>Reisepredigerberichte über deutsche Wanderarbeiter in den</b> <b>Niederlanden im Archiv des Diakonischen Werkes der EKD -</b> <b>Historische und quellenkundliche Aspekte .....</b>	<b>75</b>
<b>Jan Lucassen</b> <b>Das Editionsprojekt „Hollandgänger“ in sozialgeschichtlicher</b> <b>und insbesondere arbeitergeschichtlicher Perspektive.....</b>	<b>85</b>
<b>Hinweise zur Manuskriptgestaltung .....</b>	<b>101</b>
<b>Autorinnen und Autoren .....</b>	<b>102</b>

## Editorial

Nachdem 1998 gleich zwei Bände der Zeitschrift erschienen, freut sich die Redaktion, daß in diesem Jahr ein vergleichsweise „gewichtiger“ Band vorgelegt werden kann. Den Auftakt macht Reinhard van Spankeren mit seinem Rückblick auf das abgelaufene Jubiläumsjahr der Diakonie - bei weitem keine Nabelschau des Insiders! Margit Müller setzt die Reihe der Archivberichte aus den Gliedkirchen in den neuen Bundesländern mit der Vorstellung des provinzialkirchlichen Archivs in Magdeburg fort. Mit Wolfgang Fronhöfer konnte ein Kollege aus dem katholischen Archivbereich gewonnen werden, der ein über die Kirchenarchive hinaus sicher interessantes Projekt vorstellt: den Aufbau einer genealogischen Datenbank in der Diözese Passau. Barbara Faulenbach schildert Sicherungs- und Erschließungsmaßnahmen für die Fotosammlung des Archivs der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal-Barmen. Christine Lauer beantwortet die viele Archive bewegende Frage „Wohin mit dem Papier?“ mit der Vorstellung des neuen Außenmagazins des Zentralarchivs in Speyer.

Einer inzwischen bewährten Tradition folgend, veröffentlichen wir die Vorträge der Fachgruppe 3 auf dem Deutschen Archivtag. Alle Referenten stellten ihre überarbeiteten Manuskripte für den Druck zur Verfügung. Daniel Peter, Straßburg, gibt einen Überblick über die Quellen der Kirchenbehörden des Reichslandes Elsaß-Lothringen (1870-1918). Hans Ammerich stellt die Quellenlage zur Kirchenpolitik der französischen Besatzungsmacht in Deutschland in den Jahren 1945 bis 1949 vor. Michael Häusler beschreibt die Betreuungs- und Seelsorgearbeit der Reiseprediger der Inneren Mission an deutschen Wanderarbeitern, während Jan Lucassen, Amsterdam, die Bedeutung dieser Reisepredigerberichte für die Sozialgeschichte herausarbeitet.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren für ihre Mitarbeit und wünschen uns auch für die nächsten Ausgaben so interessante Beiträge. Zur Erleichterung des Redaktionsgeschäfts haben wir uns erlaubt, einige Hinweise zur Manuskriptgestaltung zu formulieren.

Bernd Hey

Gabriele Stüber

## 150 Jahre Diakonie Rückblick auf ein Jubiläumsjahr

Reinhard van Spankeren

### 1. Vorbemerkung

„Jubiläen dieser Art sind freilich oft in Gefahr, in ihrer Bedeutung überschätzt zu werden“, schrieb 1952 im Kirchlichen Jahrbuch ein kundiger theologischer Berufsarbeiter der Inneren Mission, als er in einem ersten nach dem Zweiten Weltkrieg hier veröffentlichten Gesamtbericht über die Innere Mission auf deren 100jähriges Jubiläum im Jahre 1948 zu sprechen kam. Wenn mit dem vorliegenden Beitrag ebenfalls ein „Rückblick auf ein Jubiläumsjahr“ gehalten werden soll, fällt es schwer, diese Warnung zu beherzigen. Denn dieser Rückblick stammt aus der Feder eines Beteiligten und Betroffenen, der gewiß dazu neigt, die Bedeutung des Diakoniejubiläums 1998 zu überschätzen.

Betroffenheit und Beteiligt-Sein sind zwar - wenn auch von Insidern der Diakonie allzu gerne karikiert - genuin diakonische Qualitäten, nicht aber Qualitätsmerkmale einer sine ira et studio betriebenen intersubjektiven und nicht subjektiven, zeitlich distanzierenden und nicht zeitnahen seriösen Kirchengeschichtsforschung. Präzise formuliert, hätte die Überschrift zu diesem kleinen Aufsatz also lauten müssen: „150 Jahre Diakonie - subjektiver Rückblick eines Beteiligten und Betroffenen auf ein soeben zu Ende gegangenes Jubiläumsjahr“. Aber wer will schon Artikel lesen, die so starten?

Wenn auch eine konzisere historische Beurteilung als hier und jetzt möglich künftigen Generationen von Diakoniehistorikerinnen und -historikern vorbehalten bleiben wird, sei doch das Wagnis eingegangen, eine erste vorläufige Bilanz zu ziehen, eine Bilanz, die zwar selektiv und subjektiv bleiben muß, aber vielleicht doch einige wichtige Aktivitäten noch einmal in Erinnerung rufen, einige Trends benennen und (hoffentlich!) einige wesentliche Akzente herausarbeiten kann. Nun bedeutet ein Diakoniejubiläum vielen vieles. In der Öffentlichkeitsarbeit Tätige haben andere Erwartungen als Selbsthilfegruppen, Insider andere als Fernstehende. Ich nehme mir die Freiheit, den Schwerpunkt im folgenden im geschichtskulturellen Bereich - in einem allerdings etwas weiteren Sinne - zu setzen, im engeren Sinne dann Tendenzen der diakoniehistorischen Forschung, wie sie sich in meiner Wahrnehmung abzeichnen, zu skizzieren und

schließlich einen Spezialaspekt anzusprechen, die Wandlungen des Wichernbildes 150 Jahre nach der Stegreifrede des „Pioniers“ der Inneren Mission.

## 2. Jubiläumskultur, speziell diakonische Jubiläumskultur

Ob wir professionellen Geschichtsarbeiter, die wir in Kategorien der „longue durée“ denken, „Entwickelungen“, wie der Historismus des 19. Jahrhunderts so schön bildlich sagte, herausarbeiten und die langfristige Vorgeschichte von Geschichten ausgraben, ob wir das nun mögen oder nicht: Es gibt ganz offensichtlich eine enorme Faszination der runden Daten. Die bevorstehende Jahrtausendwende - auch wenn viele deren richtige Datierung auf den 31. Dezember 2000 gar nicht kapierten - inspiriert ja jetzt schon zu allerlei apokalyptisch gestimmtem Hokuspokus. Zahlenmystik und historische Vernunft, christlicher Glaube und Zahlenmagie schließen sich eigentlich aus - und sind anscheinend doch unlösbar miteinander verbunden. (Beim Nachdenken über diese Problematik kommt dem Verfasser gerade in den Sinn, daß er seine diakoniehistorische Publikationsliste mit einem 70jährigen Kindergartenjubiläum begonnen hat und aktuell an einem - hochwissenschaftlichen! - Buch mitarbeitet, das 50 Jahre Grundgesetz zum Anlaß hat...)

Entgegen intellektuellem Mißbehagen - das Interesse an Geschichte, auch und gerade an Gemeinde-, Kirchen- und Diakoniegeschichte, ist offenbar über Jubiläen besonders gut aktivierbar. Aus Anlaß runder oder halbrunder Daten entstehen Festschriften und Studienbände, AB-Maßnahmen werden installiert, Goethes 250. Geburtstag mobilisiert 1999 nicht nur das deutsche Kulturbürgertum und füllt die Stadtkassen von Weimar; und wenn man gar ein Jubiläum verpaßt hat, kann man es machen wie die Mitternachtsmission Dortmund - diese nämlich feiert 1999 ihr „80 + 1-Jubiläum“. Wie konstruiert und kurios auch immer - ohne Jubiläum geht es offenbar nicht in Kirche, Welt und Geschichte.

Die Diakonie in ihrer Geschichte hat sogar, so scheint mir, in besonders starkem Maße eine ganz ausgeprägte Fest-, Feiertags- und Jubiläumskultur entwickelt. So lassen sich 150 Jahre Diakoniegeschichte sehr gut im Spiegel der Diakoniejubiläen darstellen.<sup>1</sup> Das Diakonie-Jubiläumsjahr 1998 konnte an traditionelle Elemente der diakonischen Jubiläumskultur anknüpfen, hat solche Elemente aktiviert und neue kreiert.

---

<sup>1</sup> Vgl. Reinhard van Spankeren, 150 Jahre Diakoniegeschichte im Spiegel der Diakoniejubiläen, in: *Helfende Hände* 3/1998, 5-14.

Blicken wir aber zunächst, bevor wir diese Elemente benennen, kurz auf das Jubiläumsjahr zurück, das ein Vierteljahrhundert vorher, also 1973, gefeiert wurde. Das vielleicht auffälligste Relikt des 125jährigen Diakoniejubiläums ist ein umfangreicher Studienband mit dem geradezu barock anmutenden Titel „1848 - 1973. Reform von Kirche und Gesellschaft. Johann Hinrich Wicherns Forderungen im Revolutionsjahr 1848 als Fragen an die Gegenwart. Studien zum 125. Gründungstag des Centralausschusses für die Inneren Mission der Deutschen Evangelischen Kirche“, herausgegeben von Hans Christoph von Hase und Peter Meinhold, zugleich Diakonie 73, Jahrbuch des Diakonischen Werkes Stuttgart. „Reform von Kirche und Gesellschaft“ - läßt sich damit das Programm Wicherns historisch stimmig auf den Punkt bringen, oder kommt darin nicht eher der Zeitgeist der reformorientierten 1970er Jahre zum Ausdruck, als „mehr Demokratie“ gewagt werden sollte in Politik, Gesellschaft und schließlich auch in Kirche und Diakonie? Diese Frage läßt sich wohl nicht schlüssig nur in der einen oder anderen Richtung entscheiden, beide Gesichtspunkte fließen sicherlich ineinander und lassen sich letztlich nicht voneinander trennen. Jedenfalls wird, wenn ein Motto gut formuliert ist, zweierlei sprachlich auf den Punkt gebracht: aktuelle Positionsbestimmung und historische Ortsbestimmung. Wie läßt sich in dieser Hinsicht das Motto des Jahres 1998 interpretieren?

### 3. Stark für andere

Das zentrale Motto des Diakoniejubiläums hieß „stark für andere“, und die diakoniehistorische Ausstellung, die vom 27. August bis zum 8. Dezember 1998 im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen war, wurde unter die Überschrift „Die Macht der Nächstenliebe“ gestellt. Ist die Diakonie des Jahres 1998 tatsächlich stark? Hat sie Macht? Oder werden Macht und Stärke beschworen, weil man tatsächlich schwächelt? Weil die konkrete Utopie der „Reform von Kirche und Gesellschaft“ nach 25 Jahren verfliegen ist? Muß die Diakonie Stärke zeigen, weil am Sozialmarkt, im Umbruch oder Abbruch des Sozialstaats, nur die Stärksten überleben? Stark für sich allerdings will die Diakonie ja nicht sein, sondern „für andere“ will man sich stark machen. Das ist zumindest der Anspruch, trifft das aber auch die Realität?

Das Motto „stark für andere“ läßt sich - mit einigem guten Willen - als plakative Umschreibung der „Option für die Armen und Schwachen“ lesen, von der das kurz vor dem Jubiläumsjahr formulierte und gesellschaftlich relativ breit rezipierte Sozialwort der Kirchen sprach. Auch die Strategie der „Anwaltschaft“ (englisch: advocacy), von der wir neuerdings diakonisch so gerne sprechen, läßt sich aus dem Leitwort „stark für andere“ herauslesen. Nach diesem diakonischen Selbstverständnis versteht sich die Diakonie als „Anwalt der

Mühseligen und Beladenen“, was die FAZ, als sie dem Diakoniepräsidenten Jürgen Gohde die Gelegenheit gab, das Diakonische Werk auf der Dienstleistungs-sonderseite vorzustellen, in „Anwalt der Mühsamen und Beladenen“ verwandelte. Ja, ja, die soziale Arbeit ist mühsam, und kluge Zeitungsköpfe sind schon lange nicht mehr unbedingt christliche Köpfe, die die biblischen Traditionsbegriffe noch kennen würden...

Theologisch kann man an die Ideologie der Stärke, man lese beim Apostel Paulus nach, auch ein paar dicke Fragezeichen machen, denn schließlich ist die Kraft Gottes in den Schwachen mächtig. Biblisch gilt: Wir sind stark, weil Gott schwach geworden ist, weil er Mensch geworden ist. Weil sich Gott so für uns stark gemacht hat, machen wir uns von da aus stark für andere. Kluge Diakoniker - und das zählt für mich zu den Stärken dieses Jubiläumsjahres - haben diese durchaus widersprüchliche Problematik nicht an die Seite geschoben, sondern versucht, solche Spannungsverhältnisse zu benennen und fruchtbar zu machen.

Arnd Götzelmann zum Beispiel schreibt in „danken und dienen 1998“, der von der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes herausgegebenen zentralen „Arbeitshilfe für Verkündigung, Gemeindeförderung und Unterricht“, die auf dem Cover gleich zweimal das Motto „stark für andere“ bemüht: „Die Öffentlichkeitsinitiative zum 150jährigen Jubiläum der Inneren Mission bzw. Diakonie in Deutschland hat sich das Motto 'stark für andere' ausgewählt. Denn das soziale Handeln der christlichen Gemeinden und Kirchen ist motiviert vom Gebot der Nächstenliebe, das auf die hilfsbedürftigen Nächsten zielt. So sind die Mitarbeitenden und die Einrichtungen der professionellen Diakonie da für andere: für kranke, alte, behinderte, arme, geflohene, süchtige, verzweifelte, ratsuchende und andere Menschen. Die Sichtweise des 'stark für andere' bleibt jedoch begrenzt auf ein Subjekt-Objekt-Denken, gemäß dem die Gemeinde und Gesellschaft aufgespalten wäre in Starke und Schwache, in Helfer und Hilfsbedürftige, in Heilende und Kranke, in Leistungsträger und Leistungsempfänger etc. Dieses Konstrukt sozialer Wirklichkeit muß [...] dringend ergänzt werden durch ein anderes diakonisches Weltbild, das ich kurz mit 'gemeinsam stark' oder 'stark füreinander' andeuten möchte. Die Helfer sind nämlich immer auch zugleich hilfsbedürftig (denken wir nur an das Burn-out-Syndrom) oder werden einmal hilfsbedürftig werden.“<sup>2</sup>

Das mag, so formuliert, theologisch jetzt stimmig und psychologisch auch plausibel sein, aber wird in solchen Überlegungen die reale Schwäche „benachteiligter Menschen“, wie wir die früheren „Blöden“, „Krüppel“, „Trinker“ usw. neuerdings so vornehm benennen, nicht allzu sehr nivelliert, wenn wir locker meinen, wir alle seien ja mal stark und mal schwach; und wer von uns gehöre

2. Arnd Götzelmann, „Diakonie - stark für andere“. Ein Gottesdienstmodell, in: danken & dienen 1998. 150 Jahre Diakonie - stark für andere, Stuttgart 1998, 45-49, hier: 45.

nicht der einen oder anderen Randgruppe an und sei es der der Raucher oder Akademiker?! (Und warum soll ich mich übrigens überhaupt stark für andere machen, nur weil die anderen anders sind, laßt sie doch anders bleiben, denn jeder Jeck ist bekanntlich anders...) Daß aus Bewahrung Betreuung geworden ist, aus Fürsorge Sozialhilfe und daß Fürsorgeuntertanen zu Sozialbürgern wurden - mit allen sprachlichen, sachlichen, juristischen, psychologischen und sozialen Implikationen -, das ist zweifelsohne ein unhintergebarer Fortschritt in der Geschichte der sozialen Arbeit, auch der diakonisch-kirchlichen sozialen Arbeit. Die gesellschaftliche Realität von Abhängigkeit und Armut, von oben und unten oder (theoretisch modisch) von Inklusion und Exklusion ist damit aber nicht aufgehoben und sollte nicht theologisch schöneredet werden. Aus der Perspektive dieser sozialen Realitäten fällt, so scheint mir, jetzt wieder ein deutlich besseres Licht auf das Diakoniemotto „stark für andere“. (Wenn denn klar ist, daß die anderen die Armen und Schwachen sind.) Und die passende sozialarbeiterische Strategie dazu heißt „Empowerment“ - was man natürlich nicht mit „Ermächtigung“ übersetzen darf, sondern was ich als eine fast wörtliche englische Entsprechung zum deutschen „stark für andere“ ansehen würde.

Der Verfasser dieses Berichtes ist froh, kein Öffentlichkeitsarbeiter zu sein. Denn deren Pflicht ist es, immer wieder für Kampagnen und Initiativen aussagekräftige Kennworte und Kernsprüche zu finden. In dem so harmlos klingenden Diakonie-Jubiläumsmotto 1998 „stark für andere“ scheinen viele Fragen auf, Fragen nach theologischer Orientierung, nach sozialpolitischen Optionen, nach organisationsspezifischen Bedürfnissen, nach strategischen Interessen, nach Erwartungen einer diffusen und schwer einzuschätzenden Öffentlichkeit und manch anderes mehr.

#### 4. Aktionen und Publikationen

Bei allen Anfragen, die ich hier vorgebracht habe, kann ein zentraler Leitbegriff, der so viele Assoziationen auslöst, so schlecht letztlich nicht sein. „stark für andere“ wurde im Laufe des Jubiläumjahres häufig zitiert, diente als Leitwort für Diakoniegottesdienste, als Überschrift von Zeitungsartikeln, Broschüren, Heften, Traktaten und von Medienbeiträgen. Soviel diakonische Einheit war nie, ist man versucht zu sagen.

Das „Sonntagsblatt“, historisch Informierten noch als Liljes „Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt“ bekannt, brachte eine Artikelserie, in der innovative Diakonienprojekte vorgestellt wurden. Es zeigte sich, es gibt nicht nur das Hamburger Spendenparlament. Bezogen sich diese Beiträge auf die Gegenwart, so erarbeitete die Zeitschrift DIAKONIE, das Theorieorgan des

Diakonischen Werkes der EKD, ein historisches Themenheft, in dem innovative Potentiale aus der Geschichte der Diakonie vorgestellt wurden. Hier ging es um „Unerledigte Vergangenheit“, um „Visionen evangelischer Ethik“, um „Die europäischen Wurzeln der Diakonie“ und um die „Verhängnisvolle Staatsnähe“ (im „Dritten Reich“). Außerdem wurde exemplarisch an Vordenker und diakonisch engagierte Pioniere sozialer Arbeit erinnert, etwa an Thomas Chalmers, an Friedrich Naumann, an den ersten Sozialpfarrer Wilhelm Menn oder an Martin Niemöller als Gründer einer kirchlichen Bank. Auch die Frauen in der kirchlichen sozialen Arbeit werden hier angemessen gewürdigt.<sup>3</sup>

Die in Bremen produzierte religionspädagogische Zeitschrift RELIPRAX nahm das Diakonie-Jubiläumsjahr 1998 zum Anlaß, gleich alle vier Hefte des Jahres diakonischen Themen zu widmen. RELIPRAX Nr. 25 bietet Materialien über „Soziale Verantwortung von Kirche und Staat“, RELIPRAX Nr. 26 handelt über „Krankheit und Leid“ als „Grenzbereiche menschlicher Existenz“, RELIPRAX Nr. 27 behandelt „150 Jahre Diakonie“ unter der Leitfrage „Suche nach sozialer Gerechtigkeit“, und RELIPRAX Nr. 28 schließlich informiert (teilweise äußerst plastisch und provokant) über „Frauen in Kirche und Diakonie“. Erarbeitet wurde dieses Heft übrigens von einem Religionslehrer, nicht von einer kirchlichen Frauengruppe.<sup>4</sup>

Für Schule und Unterricht, Gemeindegruppe und evangelische Akademiearbeit wurde auch sonst viel getan: Das „Vorlesebuch Diakonie“<sup>5</sup> versucht in Form von Erzählungen, Briefen, Interviews usw. das gesamte Spektrum diakonischen Handelns in der Gegenwart aufzuzeigen. Ob so etwas tatsächlich noch gelesen wird? Das Buch enthält eine ganz ausgezeichnete Einleitung, in der „Biblische Grundlagen der Diakonie“ skizziert werden, und eine „Kurze Geschichte der Diakonie“, die bemerkenswert gut gearbeitet ist (Falsch ist allerdings die immer noch und immer wieder wie hier auch kolportierte Behauptung, Bodelschwingh sei der Gründer Bethels; er war der zweite Leiter!).

Überblickt man das Werbeblatt der Hauptgeschäftsstelle zu den „Pädagogischen Arbeitsmaterialien für Kirche, Kindergarten, Schule, Gemeinden“ fällt auf, daß die Diakonie sehr defensiv auf neue Medien zugegangen ist. Kann man sich das in einer Zeit, in der das Fernsehen die Liturgie unseres Alltagslebens darstellt und bestimmt, noch leisten? Die sechs angekündigten Dokumentarvideos befassen sich mit Altgestalten der Diakoniegeschichte von Eva von Thiele Winckler (so dort falsch geschrieben) bis zu Eugen Gerstenmaier. Da wäre doch wohl anderes und mehr möglich gewesen.

---

3 DIAKONIE 2, März/April 1998 „150 Jahre Diakonie“.

4 Bestelladresse für RELIPRAX: Auf den Hornstücken 83, 28359 Bremen, Tel./Fax: 04 21 / 21 95 95.

5 Vorlesebuch Diakonie, hg. v. Gerhard Büttner/Jörg Thierfelder/Markus Wild, Lahr 1998.

Schwer einzuschätzen ist auch all das, was an Aktionshandbüchern, Jubiläumskalendern, Infobriefen u.ä. im Umfeld des Jubiläums aus der Hauptgeschäftsstelle gestreut wurde. Da gab es etwa unter der genial-einfallsreichen Überschrift „Di-Aktion“ (es geht um Diakonie, nicht um Lady Di) schon 1997, allerdings nur einmal, ein Blättchen mit „Informationen zur Kommunikationsoffensive für Führungskräfte in Diakonie und Kirche“, wo „Sieben Bausteine für bessere Kommunikation“ vorgestellt wurden und - wer hätte das gedacht - zur Bildung von Netzwerken aufgerufen wurde.

Überhaupt die Führungskräfte! Sie sind als neue Zielgruppe entdeckt. Leider hat sich auch die Zeitschrift DIAKONIE in dieser Richtung (Entschuldigung!) „umprofilert“ und versteht sich nunmehr als „Magazin für Führungskräfte“. Durch diese Neuorientierung wurde die auf Wichern zurückgehende über 150-jährige Tradition eines diakonisch-sozialpolitischen Fachorgans bewußt stark verändert. Es sei zugegeben, daß sich das Ergebnis noch nicht einschätzen läßt, aber Format, Inhalt und Gestaltung erinnern an die Mitgliedszeitschrift der Barmer Ersatzkasse - diese hat allerdings bessere Medizintips.

Zum Glück hat der publizistische Neuerungswahn (bisher?) vor den Diakonie-Jahrbüchern haltgemacht. Gerade die Jahrbücher 1996/97 und das Jubiläumsjahrbuch 1998 bieten eine Fülle gehaltvoller Beiträge, immer wieder auch mit starken historischen Bezügen. Sie seien hiermit uneingeschränkt zur Lektüre empfohlen! Zu den Highlights des Jubiläumjahres sind weitere Dinge zu zählen, die zwar gut protestantisch zu erwarten waren, auf jeden Fall aber durch Qualität ohne allzu schnelle Verfallszeit zu überzeugen vermochten. Zu nennen ist hier vor allem die neue Diakonie-Denkschrift, deren einer Bach-Kantate entlehnten Titel „Herz und Mund und Tat und Leben“ man schnell überlesen sollte, um sich dann gleich dem wichtigen und auf der Höhe der Zeit befindlichen Inhalt zuzuwenden.<sup>6</sup>

Zu den wichtigsten zentralen Aktionen des Diakonie-Jubiläumjahres gehörte die Abhaltung des Diakonie-Kirchentages am historischen Ort in Wittenberg. Wenn dort auch ein Diakonie-Song zu Gehör gebracht wurde, der hoffentlich nicht ins (zum Glück ja gerade überarbeitete) Evangelische Gesangbuch aufgenommen wird („Wer auf der Schattenseite steht, braucht die Liebe konkret, braucht offene Häuser und offene Türen, angstfreie Räume...“), scheint doch von Bedeutung, daß die nach Westen hin vereinigte Diakonie ihren zentralen „Event“ im Osten Deutschlands zelebriert hat. Mit prominenter Beteiligung fand ebenfalls in Wittenberg die offizielle Festveranstaltung anlässlich des 150jährigen Jubiläums statt. Und da nun einmal Diakonie-Jubiläumsjahr war, nahm sich auch die in Münster tagende EKD-Synode des Diakonithemas an (Der in

6 Herz und Mund und Tat und Leben. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie. Eine evangelische Denkschrift, Gütersloh 1998.

Münster angesiedelte westfälische Landesverband hat davon allerdings nichts gespürt.).

In den diakonischen Landes- und Fachverbänden, in den Anstalten und Werken und natürlich auch bei der Diakonie vor Ort, im Kirchenkreis und auf Gemeindeebene wurde das Jubiläum in vielfältiger Weise „kleingearbeitet“. Kaum ein Jahresbericht, kaum ein Festvortrag, der nicht das Leitwort „stark für andere“ variiert und interpretiert hätte. Exemplarisch möchte ich mir herausnehmen, aus dem eigenen, dem westfälischen Landesverband zu berichten. Im Referat Öffentlichkeitsarbeit des Diakonischen Werkes Westfalen wurde eine reich bebilderte Broschüre „150 Jahre Diakonie in Westfalen. Bilder aus der Geschichte des Helfens“ erstellt - natürlich „gefüttert“ von allen in Westfalen arbeitenden Diakonearchiven. Außerdem widmete sich Heft 3/1998 der regionalen Verbandszeitschrift „Helfende Hände“ dem Thema „Stark für andere. 150 Jahre Innere Mission und Diakonie“, nachdem schon vorher eine Artikelserie laufend über die Geschichte einzelner diakonischer Arbeitsfelder informiert hatte.<sup>7</sup> Andere Landesverbände haben historische Festvorträge dokumentiert,<sup>8</sup> und die agilen Hannoveraner haben in hohem Tempo eine Vortragsreihe zum Thema „Wichern erinnern - Diakonie provozieren“ als Buch publiziert.<sup>9</sup>

Im Kontext der Jubiläumsaktionen und -aktivitäten nahm auch der Leitbildprozeß in den diakonischen Einrichtungen einen kräftigen Aufschwung.<sup>10</sup> Auch wenn es eine knappe Spitzenformulierung des Diakonie-Leitbilds in acht Thesen gibt, nahmen sich doch zahlreiche diakonische Einrichtungen viel Zeit für einen gründlichen diskursiven Prozeß der Leitbilddiskussion. Das ist hoch zu bewerten, denn die Leitbilddiskussion leidet strukturell darunter, daß sie in eine Zeit fällt, in der Arbeitsplätze unter Druck geraten sind und liebgeordnete Strukturen überprüft und verändert werden.

## 5. Die Macht der Nächstenliebe

Im Zentrum der diakonischen geschichtskulturellen Aktivitäten im Jubiläumsjahr 1998 stand ein Großprojekt, das zwar nicht ständig „innovativ“ genannt wurde,

7 Beide Produkte sind kostenlos erhältlich beim Archiv des Diakonischen Werkes Westfalen, Friesenring 32/34, 48147 Münster.

8 „Des Volkes Noth werde unsere Noth...“. Wittenberg 1848-1998. Anlaß zum Gedenken und Neubesinnen. Vorträge der Tagung der Internationalen Konferenz theologischer Mitarbeiter in der Diakonie vom 22.-25. Mai 1998 in der Lutherstadt Wittenberg, hg. v. Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt/M. 1998.

9 Jürgen Gohde/Hanns-Stephan Haas (Hgg.), Wichern erinnern - Diakonie provozieren, Hannover 1998 (Rezension des Verfassers in: Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte 10/1998, 43).

10 Veröffentlichung des Leitbilds und zahlreicher Beiträge dazu in: DIAKONIE 5/6 1997.

tatsächlich aber innovativ war: die diakoniehistorische Ausstellung „Die Macht der Nächstenliebe. 150 Jahre Innere Mission und Diakonie in Deutschland 1848 - 1998“, die, wie gesagt, vom 27. August bis zum 8. Dezember 1998 im Deutschen Historischen Museum in Berlin gezeigt wurde. Was war daran so innovativ? Zunächst einmal schon das Wagnis, mit dieser Ausstellung die üblichen Kirchen- und Anstaltsmauern zu verlassen. Zum zweiten der (gelungene!) Versuch, Diakonie aus Ost und West, aus Nord und Süd, männliche und weibliche Diakonie, Frauenhilfe und Bahnhofsmission, Spitze und Basis zu diesem einen Großprojekt zusammenzubringen, weitgehend ohne Eifersüchteleien und Konkurrenzdenken. (Denn auch dann, wenn über 1.000 Objekte gezeigt werden, kann nicht alles gezeigt werden.) Zum dritten schließlich hat man den Mut gehabt, Vorbereitung und Durchführung langfristig und hoch professionell anzulegen. Meines Erachtens hat sich das ausgezahlt.

Die Resonanz auf die Ausstellung war insgesamt offensichtlich gut, allerdings hat man hauptsächlich wohl die kirchlich und diakonisch „Vorbekannteren“ interessieren können, das auch erwartete Kultur- und Berlinpublikum ist anscheinend eher ausgeblieben. Über fachliche Gesichtspunkte der Ausstellung kann man sicher diskutieren, so haben offenbar manche Besucher und Berichtserstatter nicht verstanden, daß eine Museumsschau nicht diakonische Öffentlichkeitsarbeit machen kann und daß das Deutsche Historische Museum eine spezifische Vermittlungsstrategie verfolgt, deren Tenor „Erzählen mit Objekten“ lautet, was natürlich von der Diakonie als Vorgabe so akzeptiert werden mußte.<sup>11</sup> Nachdem nun die zahllosen Exponate inzwischen in die diakonischen und kirchlichen Archive und Einrichtungen zurückgewandert sind, muß man auf Diakoniegeschichte auf höchstem Niveau aber nicht verzichten. Die bietet nämlich der umfangreiche, ausgezeichnet gestaltete, farbig illustrierte und von hervorragenden Fachgelehrten verfaßte Katalog.<sup>12</sup>

## 6. Aufschwung und Akzente diakoniehistorischer Forschung

150 Jahre Diakonie, das hieß vor allem auch: Die protestantische Buchreligion stimuliert die diakonische Buchproduktion. Wer zählt die Titel, nennt die Namen? Klugerweise noch bevor das Jubeljahr 1998 die Publikationsflut ins Unermeßliche anschwellen ließ, erschien 1997 die von Volker Herrmann erar-

11 Zur DHM-Konzeption vgl. Christoph Stölzl, Zur Situation des Deutschen Historischen Museums in Berlin, in: Klaus Fußmann/Heinrich Theodor Grütter/Jörn Rüsen (Hgg.), *Historische Faszination. Geschichtskultur heute*, Köln/Weimar/Wien 1994, 145-157. Ein sehr qualifizierter Ausstellungsbericht bei Andreas Meier, *Die Macht der Namenlosen. Eine Ausstellung über Diakonie in Berlin*, in: *Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte* 10/1998, 36-38.

12 Ursula Röper/Carola Jüllig (Hgg.), *Die Macht der Nächstenliebe. 150 Jahre Innere Mission und Diakonie 1849-1998*, Berlin 1998 (Rezension des Verfassers in: *DIAKONIE* 1/1999, 42f.).

beitete und von Jochen-Christoph Kaiser und Theodor Strohm mitherausgegebene „Bibliographie zur Geschichte der deutschen evangelischen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert“.<sup>13</sup> Die Bibliographie enthält eine einzige unnütze Angabe, nämlich, daß „Endredaktion und Computersatz mit Word Perfect™ 6.1“ erfaßt sind, ist aber sonst ein unerläßliches und zuverlässiges Hilfsmittel zur Erschließung der gesamten diakoniegeschichtlich relevanten Literatur. Im Gegensatz zu so vielen anderen Bibliographien überzeugen hier die klare Gliederung und die übersichtliche Gestaltung. Da auch kleinere Publikationen, Aufsätze und Abschlußarbeiten erfaßt sind, kann man sich darauf verlassen, daß die wesentliche diakoniehistorische Literatur, die bis 1997 erschienen ist, hier auch genannt wird. Das Buch gehört natürlich in jede Archivbibliothek!

Die zahlreichen in der Bibliographie zusammengestellten diakoniegeschichtlichen Titel sind ein deutliches Indiz für den wissenschaftlichen Boom, den die Diakoniegeschichte in den letzten Jahren erleben konnte. Dieser Boom nahm seinen Anfang mit der Veröffentlichung von Jochen-Christoph Kaisers Grundlagenwerk „Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert“.<sup>14</sup> Nahezu zeitgleich förderten die Historische Kommission beim Diakonischen Werk der EKD im Zusammenwirken mit der Hauptgeschäftsstelle ein Tagungs- und Kongreßwesen, das sich wieder dezidiert historischen Themen zuwandte. Auch beim Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Institut wurde verstärkt diakoniehistorisch geforscht und publiziert. Die Entwicklung der diakoniehistorischen Forschung in den letzten zehn Jahren kann und soll hier nicht ausgiebig rekapituliert werden.<sup>15</sup> Zunächst wurde primär die Organisations- und Strukturgeschichte der Diakonie analysiert, dann folgte die Erschließung der Geschichte einzelner Arbeitsfelder, aber auch Regionen und größerer Komplexanstalten. Zeitlich lagen die Schwerpunkte der diakoniehistorischen Forschung zunächst bei der Diakonie im „Dritten Reich“ und dem Kaiserreich, in jüngster Zeit werden verstärkt Studien zur Nachkriegsdiakonie und zum sozialen Protestantismus in der Weimarer Republik vorgelegt.

Weniger in der natürlich differenziert argumentierenden Grundlagenforschung als vielmehr in der typischen diakonischen Grußwort- und Vorwortkultur sind hieraus zwei Thesen kondensiert worden, die paradigmatisch versuchen, gewissermaßen eine Summe der Diakoniegeschichte zu ziehen. Zum einen ist das die These, der soziale Protestantismus habe den Sozialstaat entscheidend mit aufgebaut, zum anderen die Leitorientierung der Diakoniegeschichte als

---

13 Stuttgart 1997.

14 Jochen-Christoph Kaiser, Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1914 bis 1945, München 1989.

15 Einige Tendenzen habe ich skizziert in: Reinhard van Spankeren, Innere Mission im Umbruch - Von der Weimarer Republik zur NS-Zeit, erscheint 1999 im Rahmen eines Publikationsprojekts über Caritas und Diakonie in der NS-Zeit in der Buchreihe des Hildesheimer Landschaftsverbandes.

einer „Geschichte des Helfens“. Die historisch wenig plausible Behauptung vom sozialen Protestantismus als Stützpfiler des Sozialstaats habe ich an anderer Stelle kritisiert.<sup>16</sup> Sinnvoller und brauchbarer scheint es mir, die Geschichte der Diakonie einer „Geschichte des Helfens“ zuzuordnen, wie etwa bei der sehr guten „Kurzen Geschichte des ‚Helfens‘“ im Diakonie-Jubiläumskalender 1998,<sup>17</sup> auch wenn als Erfinder dieser Formel wohl der Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte 1996/97 anzusehen ist, der nämlich „Vom Armenhaus zur Suchtberatung. Zur Geschichte des ‚Helfens‘“ überschrieben war. Diese „freundliche Übernahme“ ermöglicht es für die Diakoniegeschichte, Fragestellungen der modernen Gesellschaftsgeschichte aufzugreifen, etwa die Generationen- und Geschlechterfrage, die mit ins Zentrum einer Geschichte der sozialen Arbeit gehören.

Außerhalb der Diakonie wurde 1998 natürlich vor allem das „Jubiläum“ der Revolution von 1848 begangen. Ein versierter Beobachter hat hier den „teilweise starken Hang zur Kommerzialisierung und Folklorisierung der Revolutionserinnerung“ kritisiert und angemerkt, daß die „vielfältigen Aspekte der sozialen Frage in der Regel gleichsam vergessen oder nur als Randphänomen abgehandelt“ wurden.<sup>18</sup> Ob sich eine ähnliche Kritik auch für das Diakonie-Jubiläum formulieren ließe, möchte ich nicht so ohne weiteres entscheiden. Ein problematisches Kennzeichen des Jubiläumjahres 1998 scheint mir aber die Isolierung des Diakonie-Jubiläums zu sein. Mindestens im wissenschaftlichen Bereich hätte man eine engere Verzahnung anstreben sollen und können. Daß der Caritasverband 1997 sein 100jähriges Jubiläum gefeiert hat, war diakonisch 1998 nicht mehr präsent.

Günter Brakelmann kommentiert in diesem Zusammenhang: „Zur Signatur unserer Jubiläumskultur gehört, daß man getrennt feiert. Die politische Szene feiert 150 Jahre Bürgerliche Revolution von 1848/49, die Gewerkschaften erinnern an die Anfänge der Arbeiterassoziation im Revolutionsjahr, und einige aus allen Lagern werten je nach eigenem Standpunkt das Kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels, das ebenfalls vor 150 Jahren erschienen ist. Auch die Evangelische Kirche hat ihr Jubiläum: Die Gründung des Zentralausschusses der Inneren Mission und die Herausgabe der ‚Denkschrift der Inneren Mission‘ durch Johann Hinrich Wichern. Alle feiern ihre

---

16 Vgl. Reinhard van Spankeren, Von der Barmherzigkeit zum Recht. Die Diakonie, das Grundgesetz und die Rechte der Hilfsbedürftigen, in: Günter Brakelmann/Norbert Friedrich/Traugott Jähnichen (Hgg.): Auf dem Weg zum Grundgesetz. Beiträge zum Verfassungsverständnis des neuzeitlichen Protestantismus, Münster 1999, 247-257.

17 Wiedergegeben auch in: RELIPRAX Nr. 27, 48f.

18 Rüdiger Hachtmann, 1848 - Bilanz eines Jubeljahres. Anmerkungen zum Problem der Traditionsbildung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/1998, 1489-1496, hier: 1490 u. 1491.

großen Männer und ihre organisatorischen Anfänge. Was durchweg fehlt ist Komparatistik.<sup>19</sup>

Ein im Vergleich zu 1973 natürlich neues Element der diakonischen Erinnerungs- und Gedenkkultur ist die Aufarbeitung des Sonderwegs der Diakonie in der DDR, thematisiert im Frühjahr 1998 auf einer großen Tagung in der Diakonischen Akademie in Berlin, die auf dem Gelände der ehemaligen SED-Parteihochschule(!) angesiedelt ist.<sup>20</sup> Als ein auch aus der Kirchenkampfforschung bekanntes Phänomen läßt sich hier beobachten, daß zwischen den Nahanalysen beteiligter Zeitzeugen und den wissenschaftlichen Analysen von Fachexperten nicht nur atmosphärische Divergenzen auftreten.

## 7. Johann Hinrich Wichern - Visionär oder Reaktionär?

Jedes Diakonie-Jubiläumsjahr ist zugleich quasi naturgemäß auch ein Wichern-Gedenkjahr. Durchaus zu Recht wird Johann Hinrich Wichern als der eigentliche „Gründervater“ der Inneren Mission, also der heutigen Diakonie bezeichnet. Schon zu Lebzeiten war sein Werk nicht unumstritten, und bis heute wird sein Denken, Handeln und Wirken in Wissenschaft, Öffentlichkeit und Kirche unterschiedlich eingeschätzt und kontrovers beurteilt.<sup>21</sup> War Johann Hinrich Wichern Visionär oder Reaktionär? War er letztlich erfolgreich, oder ist er zutiefst gescheitert?

Selbst in diesen Grundfragen besteht kein Konsens, auch nicht zwischen Angehörigen derselben akademischen Fachdisziplin, etwa kirchengeschichtlich forschenden Theologen. Die jeweilige Wichern-Interpretation verrät viel über wissenschaftliche Modetrends und über Tendenzen aktueller diakonisch-kirchenpolitischer Ortsbestimmung. „Zurück zu den Quellen“, möchte man gelegentlich rufen, wenn allzu schrille Deutungen formuliert werden, und man kann nur bedauern, daß die Reprint-Ausgabe der Wichernschen „Fliegenden Blätter“ offenkundig steckengeblieben ist. Aber die Quellen sprechen ja nicht aus sich heraus zu uns - selbst nicht zu Archivarinnen und Archivaren -, sondern sie müssen im Sinne abgewogener historischer Urteilsbildung interpretiert werden.

19 Günter Brakelmann, Vorwort zu: Denkschrift und Manifest. Johann Hinrich Wichern, Karl Marx und Friedrich Engels, Sonderdruck des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, Bochum März 1998 (= Wiederabdruck des 1973 in „Reform von Kirche und Gesellschaft“ veröffentlichten Aufsatzes!)

20 Die Publikation der Vorträge als Tagungsband bei Kohlhammer/Stuttgart ist angekündigt.

21 Vgl. hierzu meine Zusammenstellung aus der älteren und neueren Wichern-Literatur in: RELIPRAX Nr. 27, 43-46. Dort auch die im folgenden zitierten Charakterisierungen.

War Wichern zuerst und vor allem „ein guter Christ“, ist er als „Diener und Helfer“ korrekt charakterisiert oder eher als „Reformer der Kirche und ihres sozialen Auftrags“, wie Peter Meinhold 1973 meinte? War er allzu sehr „benutzbar“, wie Günter Brakelmann kritisiert, mit dem Ziel, die Innere Mission als „militante Tochter der Kirche“ zu profilieren, wie Hans-Ulrich Wehler behauptet? Zu diesen durchaus schon älteren Auffassungen sind neuere Charakterisierungen (oder Stilisierungen) getreten, die ihre Abhängigkeit von aktuellen Theoretrends kaum verbergen können: Volker Drehsen meint, daß Wichern „einer der ersten Kommunitaristen“ gewesen sei, und David Lohmann und Markus Rückert loben - ganz im Sinne der neuen diakonischen Markttenenz - die „unternehmerische Risikobereitschaft“ des Diakoniepioniers. Man darf gespannt sein, wie sich die aktuellen Herausforderungen, denen sich die Diakonie konfrontiert sieht, demnächst im Wichern-Bild spiegeln werden. Wahrscheinlich läßt sich Wichern auch noch als Urvater neuer Steuerungsmodelle und moderner Produktbeschreibungen entdecken.

## 8. Ein starkes Jubiläum

Das Diakoniejubiläum 1998 hat nicht nur Zustimmung gefunden. DER SPIEGEL titelte - nicht aus Jubiläumsanlaß, aber mitten im Jubiläumsjahr - „Kirche knallhart“ und behauptete: „In den Gotteshäusern herrscht Fastenzeit. Deutschlands zweitgrößter Arbeitgeber kürzt Stellen und Gehälter - und greift dabei auch zu unchristlichen Methoden.“<sup>22</sup> Auch die Freunde aus dem Umfeld der verfaßten Kirche fanden Grund zum Meckern. „Die Inszenierung des 150jährigen Jubiläums der Diakonie“, so die Evangelischen Kommentare, „war ein dramaturgisches Meisterstück.“ Das klingt eher ironisch, als daß man es als Kompliment auffassen könnte. Zumal wenn dann noch, man kennt das allerdings schon aus alten Zeiten, gefordert wird: „Die Diakonie muß wieder missionarischer werden.“<sup>23</sup>

Dramaturgisches Meisterstück hin oder her, mir scheint, das Diakoniejubiläum 1998 war insgesamt ein Erfolg. Man hat geklotzt und nicht gekleckert. Statt protestantischem Dilettantismus und falscher Bescheidenheit, worunter wir so oft leiden, gab es Professionalität und neben Bewährtem des öfteren Mut zu Neuem. Daß dabei nicht alles gelingen konnte, ist selbstverständlich. Gelungen ist auf jeden Fall, so möchte ich aus eigener Beobachtung schlußfolgern, bei den Beschäftigten in diakonischen Einrichtungen und Werken das Interesse an der Geschichte der Diakonie und an Grundsatzfragen diakonischen Selbst- und Arbeitsverständnisses zu steigern. Im Zeitalter von Milieuerosion, Traditionsabbrüchen und Individualisierung ist das schon viel. In den diakonischen

22 DER SPIEGEL 40/1998, 138-141.

23 Evangelische Kommentare 12/1998, 696.

Fortbildungsprogrammen gibt es reichlich viel Sozialmanagement und evangelische Fußreflexzonenmassage, aber doch auch wieder verstärkt die Frage nach dem berühmten „Proprium“ - und die läßt sich nur theologisch qualifiziert und historisch informiert adäquat beantworten.

Das Diakonie-Jubiläumsjahr 1998, davon bin ich überzeugt, hat hier einiges bewegt. Und mancher Kritik und manchen Kritikern zum Trotz: So wie ich die Diakonie kenne, wird sie im Jahr 2023 ihr 175jähriges Jubiläum feiern. „Aus Evangelischen Archiven“ wird darüber berichten.

## Das provinzialkirchliche Archiv in Magdeburg von seinen Anfängen bis heute

Margit Müller

### 1. Erste Bemühungen um die Bildung eines Provinzialkirchenarchivs

Das Archiv der Kirchenprovinz Sachsen hätte inzwischen bereits sein neunzig-jähriges Bestehen feiern können, wenn im Jahre 1908 dem Antrag des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen an die Provinzialsynode auf Anstellung eines Provinzialkirchenarchivars stattgegeben worden wäre. Der Antrag wurde jedoch auf Drängen der Verwaltungskommission abgelehnt. Nur der Intervention des Ministers des Königlichen Hauses a. D. von Wedel und des Superintendenten Ludwig Müller aus Kalbe war es zu verdanken, daß der Antrag für den 16. Oktober 1908 überhaupt noch einmal auf die Tagesordnung gesetzt wurde.<sup>1</sup>

Letztlich setzte sich die Verwaltungskommission mit ihrem ablehnenden Antrag, der sich auf die angeblich nicht vorhandenen Geldmittel stützte, dennoch durch.<sup>2</sup> Selbst der Gegenantrag des Superintendenten Müller, der zwar gleichfalls eine Abweisung aus finanziellen Gründen vorsah, jedoch wenigstens dem Antrag eine „große Bedeutung für die Provinzialkirche“ zugesprochen wissen wollte, fand keine Zustimmung. In der Diskussion wurde deutlich, daß der Antrag nicht allein wegen der Kosten abgelehnt worden war: „Besonders mußte zunächst einmal klar gestellt werden, welche Rechte und Aufgaben der anzustellende Archivar haben solle.“<sup>3</sup> Fast drei Jahrzehnte später sollte Pastor Georg Arndt (verstorben 1939), wie wir noch sehen werden, einen erneuten Vorstoß zur Einrichtung eines Provinzialkirchenarchivs unternehmen.

Offensichtlich war 1908 die Idee zur Gründung eines zentralen Kirchenarchivs noch zu revolutionär für die damaligen kirchlichen Verhältnisse, existierte doch

<sup>1</sup> Verhandlungen der zwölften ordentlichen Provinzial-Synode der Provinz-Sachsen, abgehalten zu Merseburg in den Tagen vom 10. bis 20. Oktober 1908, hg. von dem Vorstände der Provinzial-Synode, Magdeburg 1909, 53f.

<sup>2</sup> Ebd., 71: „Provinzial-Synode wolle beschließen, unter dankbarer Anerkennung der Arbeiten und Ziele des Vereins für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen über den Antrag betr. Anstellung eines Provinzial-Kirchen-Archivars aus Mangel an verfügbaren Mitteln zur Tagesordnung überzugehen.“

<sup>3</sup> Ebd., 72.

zu diesem Zeitpunkt nur in der Provinz Rheinland eine solche Einrichtung.<sup>4</sup> Die Notwendigkeit zur Errichtung eigener, fachlich betreuter Archive neben den Staatsarchiven dürfte den Synodalen angesichts der Verklammerung staatlicher und kirchlicher Behörden kaum einsichtig gewesen sein, obwohl bereits zu diesem Zeitpunkt wertvolle Archivalien im Konsistorium untergebracht waren. 1920 mußte das Konsistorium allerdings diese Bestände, das sog. „Ältere Archiv“,<sup>5</sup> auf Anweisung des Evangelischen Oberkirchenrats und auf Drängen des Generaldirektors der Preußischen Staatsarchive dem Magdeburger Staatsarchiv aushändigen.

## 2. Gründungsphase

Erst Mitte der 1930er Jahre, nachdem man Gelegenheit gehabt hatte, die Trennung von Staat und Kirche zu verinnerlichen, setzte sich in der kirchlichen Verwaltung allmählich die Überzeugung durch, daß man als öffentlich-rechtliche Körperschaft auch die Verantwortung für die Verwahrung der eigenen Überlieferung selbständig übernehmen müsse. Der Druck, den die Sippenämter bei der Erfassung und Auswertung der Kirchenbücher ausübten, spielte dabei eine maßgebliche Rolle.<sup>6</sup> Ein entscheidender Anstoß zur Institutionalisierung des kirchlichen Archivwesens ging schließlich seit 1936 von der Verordnung der Deutschen Evangelischen Kirche über die „Erfordernisse zur Durchführung eines kirchlichen Archivalienschutzes“ aus, die auf einer Vereinbarung mit der Reichsstelle für Sippenforschung basierte.<sup>7</sup> Diese Verordnung sah als eine Maßnahme die „Bestellung eines Landeskirchenarchivars und von Kreis- bzw. Dekanatskirchenarchivaren im Haupt- oder Nebenamt durch die kirchlichen Oberbehörden“ vor.

In der Provinz Sachsen stellte sich die Frage nach der fachlichen Betreuung von kirchlichem Archivgut erstmals 1935 im Zusammenhang mit der Unterbringung der Ephoralarchive Schlanstedt, Anderbeck und Schwanebeck. Das Staatsarchiv Magdeburg hatte dem Konsistorium angeboten, diese Bestände in sein sog. Kultusarchiv zu übernehmen.<sup>8</sup> Der zuständige Konsistorialrat reichte die Anfrage zur prinzipiellen Entscheidung an den Evangelischen Ober-

<sup>4</sup> H. von Jan, Das Archivwesen der Evangelischen Kirche in Deutschland, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 20/1953, 102-110, 104.

<sup>5</sup> Archiv der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen (im folgenden: AKPS), Rep. A, Generalia, Nr. 834b (1.7.1939). Es handelte sich dabei um Konduitenlisten und Visitationsakten des Konsistoriums des 19. Jahrhunderts und der Generalsuperintendentur seit Anfang des 19. Jahrhunderts. Übergeben worden waren „zu hier nicht feststellbarem Zeitpunkt 5 Superintendenturarchive des 19. Jahrhunderts und 11 Pfarrarchive sowie umfangreiche Bestände der früheren Konsistorien, der Superintendenturen und der Pfarrämter aus dem 18. und früheren Jahrhunderten“.

<sup>6</sup> Vgl. Adolf Brenneke, Archivkunde. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte des europäischen Archivwesens, bearb. v. Wolfgang Leesch, Leipzig 1953, 427.

<sup>7</sup> Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche, Ausgabe B, 1936, Nr. 3, 5-7.

<sup>8</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834a (8.1.1935). Vgl. Hanns Gringmuth-Dallmer, Geschichte und Aufbau des Landeshauptarchivs Sachsen-Anhalt in Magdeburg, in: Archivmitteilungen 9/1959, 90.

kirchenrat weiter, wobei er bereits die Meinung vertrat, daß die Kirche selbst Archive einrichten müsse. Die Antwort aus Berlin bestätigte seine Haltung: „Die Auffassung des Konsistoriums, nach welcher die Übernahme und Aufbewahrung der fraglichen Archivalien in kirchlichen Archiven geboten erscheint, entspricht einem Plane der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei, der dahin geht, dafür Sorge zu tragen, daß kirchliche Archivalien künftig ausschließlich in kirchlichen Archiven untergebracht werden. Wir halten es danach für richtig, daß kirchliche Archivalien nur dann an Staatsarchive abgegeben werden, wenn kirchliche Archive, welche eine hinreichende Gewähr für sachgemäße Aufbewahrung und Behandlung bieten, nicht zur Verfügung stehen. Auch in diesen Fällen wird das Eigentum und das Rückforderungsrecht vorbehalten werden müssen.“<sup>9</sup>

In Magdeburg reagierte man prompt: Im Mai 1935 schritten Oberkonsistorialrat Meyer, Konsistorialamtmann Jaquet und Konsistorialinspektor Lauer zur Besichtigung der im Konsistorium für die Einrichtung eines Archivs vorgesehenen Räume.<sup>10</sup> Und bereits im August wurde dem Gemeindegemeinderat der Magdeburger Kirchengemeinde St. Ulrich und Levin, der aus Sorge um das auf dem Dachboden gelagerte und bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende Pfarrarchiv dieses dem Stadtarchiv hatte übergeben wollen, mitgeteilt, daß das Konsistorium nunmehr bereit sei, diesen Archivbestand zu übernehmen.<sup>11</sup> In den folgenden Monaten begann Konsistorialinspektor Friedrich Lauer als „Verwalter des Konsistorialarchivs [...] die ältesten Akten so allmählich in die Räumlichkeiten des ehemaligen Medizinalarchivs einzulagern“.<sup>12</sup>

Die geplante Archivgründung fand naturgemäß besondere Befürworter im Verein für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen, der dieselbe schon 1908 angestrebt hatte. Der promovierte Jurist und Pfarrer im Ruhestand Georg Arndt aus Eggenstedt, ein passionierter Kirchenhistoriker, machte sie zu seinem persönlichen Anliegen.<sup>13</sup> Im November 1935 richtete er eine Eingabe an das Konsistorium „betr. Einrichtung eines Provinzialkirchenarchivs und Anstellung des zu seiner Verwaltung erforderlichen Beamten“, in der er ausführlich die Aufgaben eines solchen beschrieb. Sein primäres Ziel war die Nutzbarmachung der kirchlichen Archivbestände für die wissenschaftliche Forschung. Dem Antrag fügte er eine persönliche Bewerbung um die neu zu schaffende Stelle bei.<sup>14</sup>

<sup>9</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834a (9.3.1935).

<sup>10</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 836. Für die im Vorfeld erforderliche Reinigung wurden 500 Reichsmark bereitgestellt.

<sup>11</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834a (8.8.1935).

<sup>12</sup> Ebd. (20.11.1935).

<sup>13</sup> Pfarrer Arndt hatte zehn Jahre lang neben seiner Pfarrstelle in Halberstadt das dortige Stadtarchiv betreut (ebd.).

<sup>14</sup> Ebd. (14.11.1935).

Das Konsistorium reagierte erwartungsgemäß zurückhaltend: „Die Notwendigkeit eines solchen Archivs haben auch wir erkannt. Mit dem Aufbau haben wir bereits begonnen.“ Dies sollte jedoch im Rahmen des bestehenden Stellenplans geschehen. Tatsächlich fanden zu diesem Zeitpunkt bereits die ersten Übersendungen älterer Ephoralakten aus verschiedenen Superintendenturen nach Magdeburg statt. Am 3. März 1936 wurden die Superintendenten zudem aufgefordert, die Ablieferung von Zweitausfertigungen von Kirchenbüchern an das „im Konsistorium errichtete Konsistorial- und Provinzialkirchenarchiv“ zu veranlassen. Dahinter stand offensichtlich die wachsende Sorge, der Staat könne seine Hand auf diese Überlieferung legen.

Eine rechtliche Absicherung erhielt die „schleichende“ Archivgründung jedoch erst mit dem offiziellen Beschluß der Provinzialsynode vom 6. März 1936, ein „Konsistorial- und Provinzialkirchenarchiv“ einzurichten.<sup>15</sup> Das Archiv wurde als Zentralarchiv konzipiert, das die archivreifen Personal- und Sachakten des Konsistoriums sowie darüber hinaus die „Akten, Kirchenbücher und Archivalien der Kirchengemeinden und Kirchenkreise zunächst nach Entscheidung von Fall zu Fall“ erfassen sollte. Diese formelle Archivgründung war durch den Druck der staatlichen Gesetzgebung inzwischen unumgänglich geworden, wenn das Konsistorium nicht seiner Personalakten verlustig gehen wollte. Ein Erlaß des Reichsinnenministeriums vom 22. Januar 1936 verpflichtete nämlich alle Körperschaften des öffentlichen Rechts, einschließlich der kirchlichen, „soweit sie keine hauptamtlich verwalteten Archive besitzen“, zur Abgabe der geschlossenen Personalakten an die jeweiligen Staatsarchive.<sup>16</sup>

Magdeburg meldete am 23. April 1936 die Errichtung seines Provinzialkirchenarchivs nach Berlin: „Vorbehaltlich seiner weiteren Ausgestaltung wird es als Abteilung 'Archiv' von dem Generaldezerenten für das Kirchenbuchwesen und dem Verwalter des bisherigen Konsistorialarchivs verwaltet. Nach einer Neuordnung des Konsistorialarchivs werden die bei den Pfarrämtern und Superintendenturen in sehr großer Anzahl vorhandenen Archivalien, die leider nur in wenigen Fällen pfleglich behandelt werden, nach hier gezogen. Das macht eine Erweiterung des bisherigen Konsistorialarchivs unumgänglich notwendig, der durch die oben erwähnte Einrichtung des Provinzialkirchenarchivs Rechnung getragen werden mußte. [...] Wir möchten die Bestellung eines Provinzialkirchenarchivars zunächst zurückstellen ...“<sup>17</sup>

Demgemäß wurde das Archiv noch volle zwei Jahre von dem Verantwortlichen für das Kirchenbuchwesen, Konsistorialrat Schmidt, betreut.<sup>18</sup> Unter dessen

<sup>15</sup> Ebd. Drei Wochen zuvor hatte seinerseits das Preußische Staatsarchiv schriftlich mitgeteilt, daß es nicht mehr bereit sei, Kirchenbücher als Deposita zu übernehmen und bereits einige an Pfarrämter zurückgegeben habe: Ebd. (19.2.1936).

<sup>16</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834b, Schreiben des Ev. Oberkirchenrats vom 5.1.1937.

<sup>17</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834a.

<sup>18</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834b (21.10.1936).

Ägide erfolgte auch in der Kirchenprovinz die auf Anweisung des Evangelischen Oberkirchenrats durchgeführte Bestandsaufnahme der Kirchenbücher in den einzelnen Kirchengemeinden seit 1936.<sup>19</sup>

### 3. Erste Maßnahmen zur Schriftgutübernahme

Am 7. Mai 1936 wurde die gesamte Pfarrrerschaft der Kirchenprovinz Sachsen feierlich zur „Mitarbeit am Provinzialkirchenarchiv“ aufgerufen, als dessen vorrangige Ziele die Bewahrung der „Schriftdenkmäler unserer evangelischen Vergangenheit“ und die „Erforschung der Kirchengeschichte unserer Provinz“ definiert wurden.<sup>20</sup> Der aktive Beitrag der Kirchengemeinden sollte dabei vor allem darin bestehen, ihr Archivgut in Magdeburg zu deponieren. Der Aufruf stieß keineswegs auf taube Ohren, ging jedoch an den realen Magdeburger Kapazitäten vorbei: Wiederholt mußte den Pfarrern mitgeteilt werden, sie möchten von Aktentransporten absehen; man würde später darauf zurückkommen. Auch der Plan, alle Archivalien vor 1800 aus Pfarrstellen, die voraussichtlich länger als sechs Monate vakant sein würden, jeweils bis zur Neu-besetzung der Stelle nach Magdeburg zu holen, konnte nicht umgesetzt werden.<sup>21</sup>

In einem Bericht vom 9. Oktober 1936 an den Evangelischen Oberkirchenrat beschrieb das Magdeburger Konsistorium die veränderte Zielstellung seines Archivs nunmehr folgendermaßen: „Bei der Einrichtung sind wir von dem Grundsatz der Dezentralisation ausgegangen [...]. In das Archiv sollen einstweilen die archivreifen Akten des Konsistoriums aufgenommen werden, beim Konsistorium aufbewahrte archivreife Akten der Provinzialkirche und solche Akten der Pfarrämter und Kirchenkreise, die an Ort und Stelle nicht genügend sicher aufbewahrt werden können. Ein größerer Ausbau des Archivs ist z. Zt. aus Raummangel und aus Mangel an erforderlichen Geldmitteln nicht möglich. Immerhin reichen die jetzigen Räume z. Zt. aus, um gegebenenfalls gefährdete Akten und Archivalien aus unserer Provinz aufnehmen und einen etwaigen Zugriff des Staates auf diese Akten vermeiden zu können.“<sup>22</sup> Die Erkenntnis der begrenzten hausinternen Möglichkeiten, die positiven Erfahrungen anderer Landeskirchen und der sanfte Druck des Evangelischen Oberkirchenrats bewogen darüber hinaus das Konsistorium, unter Aufkünf-

<sup>19</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 3428; Nr. 834b.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834a (Mai 1936).

<sup>22</sup> Ebd. Mit demselben Datum erging eine entsprechende Rundverfügung des Konsistoriums „Betr. Schutz der kirchlichen Archivalien“: „Auch ist zu erwarten, daß bei einer künftigen gesetzlichen Regelung der Staat für sich das Recht feststellen wird, Archivalien einzuziehen, die nicht genügend sicher aufbewahrt sind und nicht sachgemäß verwaltet werden. Dabei wird jedoch das kirchliche Archivgut den Kirchen und Kirchengemeinden verbleiben, wenn sie selbst für einen ausreichenden Schutz und sachgemäße Verwaltung sorgen. Wir haben nun bei unserem Konsistorium ein Zentralarchiv für die Kirchenprovinz eingerichtet, doch beabsichtigen wir nicht, die archivreifen Akten der Kirchenkreise und Kirchengemeinden allgemein hier zusammenzuziehen.“ Ebd. (9.10.1936)

digung früherer Absprachen mit dem Magdeburger Staatsarchivdirektor Dr. Möllenberg, parallel zum staatlichen ein Netz von ehrenamtlichen kirchlichen Archivpflegern aufzubauen.<sup>23</sup> Die Superintendenten wurden aufgefordert, bis zum November 1936 geeignete Personen zu benennen, „die kirchlich zuverlässig sind und archivalische Kenntnisse und Erfahrung haben“.

#### 4. Personal- und Magazinsituation

Der Evangelische Oberkirchenrat gab sich mit dem erreichten Sachstand keineswegs zufrieden und drängte nach der Berufung von Kirchenarchivaren in Bonn und Brandenburg zunehmend auf die Besetzung der Magdeburger Archivarsstelle wenigstens im Nebenamte, damit die Pfarrarchive beaufsichtigt und die ehrenamtlichen Archivpfleger angeleitet werden könnten.<sup>24</sup> Die Bereitstellung eines monatlichen Zuschusses zur Besoldung des künftigen Archivars in Höhe von 150 RM durch die Finanzabteilung des Evangelischen Oberkirchenrats dürfte letztlich in Magdeburg den Anstoß gegeben haben, sich beim Institut für Archivwissenschaft nach geeigneten Bewerbern zu erkundigen. Bei der Auswahl des künftigen Kirchenarchivars ließ man sich im wesentlichen von der fachlichen Empfehlung des Magdeburger Staatsarchivs und des Instituts für Archivwissenschaft leiten.<sup>25</sup> Man entschied sich schließlich für Dr. Albert Ebeling, der zum 1. Dezember 1938 als erster provinzsächsischer Kirchenarchivar bestellt wurde.

Der damals 28jährige promovierte Jurist Ebeling stammte aus Hamburg und hatte als wissenschaftlicher Volontär von 1937 bis 1938 eine Archivausbildung im dortigen Staatsarchiv absolviert.<sup>26</sup> Bei seiner Einstellung vereinbarte der Konsistorialpräsident mit Staatsarchivdirektor Dr. Möllenberg, daß Ebeling neben seiner Tätigkeit im Konsistorium für vier Monate ein Praktikum im Staatsarchiv ableisten sollte, „um ihn mit den archivalischen Verhältnissen der Provinz Sachsen vertraut“ zu machen. Sein Aufgabenbereich im Konsistorium, zu dem außer dem Aufbau des Archivs die Bearbeitung von Patronatsange-

<sup>23</sup> Ebd. (9.10.1936): „Auf Grund der seinerzeitigen mündlichen Besprechung zwischen Ihnen und unserem Sachbearbeiter für das Kirchenbuch- und Archivwesen, Konsistorialrat Schmidt, haben wir bis jetzt davon abgesehen, eigene kirchliche Archivpfleger zu benennen, weil die Ernennung staatlicher Archivpfleger beabsichtigt ist und in Aussicht genommen wurde, diesen die kirchliche Archivpflege mit zu übertragen, um ein Nebeneinanderbestehen zweier Archivpflegerorganisationen zu vermeiden. Hierüber haben wir auch den EOK und den Herrn Beauftragten für das Kirchenbuchwesen bei der Kanzlei der Deutschen Evangelischen Kirche unterrichtet. Dieser hat unsere Stellungnahme nicht gebilligt, verlangt vielmehr die Bestellung eigener kirchlicher Archivpfleger.“

<sup>24</sup> Ebd. (3.3.1937).

<sup>25</sup> AKPS, Rep. A, Gen., 834b.

<sup>26</sup> AKPS, Rep. A, Spec. P, EK 1.

legenheiten gehörte, wurde dem Generaldezernat Archiv- und Kirchenbuchwesen zugeordnet.<sup>27</sup>

Der neu bestellte Provinzialkirchenarchivar dürfte auch auf eine ausreichende räumliche Ausstattung seines Archivs gedrungen haben. Jedenfalls wurden dem Archiv mit der Verfügung vom 1. Juli 1939 formell die Magazinflächen „in den früheren Räumen des Preußischen Staatsarchivs“ zugewiesen.<sup>28</sup> Insofern befand sich das provinzialkirchliche Archiv bezüglich der Unterbringung in einer recht günstigen Ausgangsposition. Kaum ein anderes landeskirchliches Archiv dürfte bei seiner Gründung unmittelbar einen Archivzweckbau bezogen haben. Die betreffenden Räume, die zwischenzeitlich von der Bibliothek des Medizinal-Kollegiums genutzt worden waren, lagen über dem Domremter auf der Ostseite des Domkreuzgangs. Das Preußische Staatsarchiv hatte sich bei seiner Gründung im Jahre 1823 in der Nachfolge des Magdeburger Domkapitels in dem darunterliegenden Domremter eingerichtet.<sup>29</sup>

Die Nutzung der gotischen Halle und der angrenzenden Marienkapelle als Archiv war jedoch weder den Akten, noch den historischen Mauern besonders zuträglich.<sup>30</sup> Ein Brand am 6. April 1891, der das von der Stadt Magdeburg genutzte, über dem Remter gelegene Stockwerk zerstörte,<sup>31</sup> gab den Anstoß zur Erweiterung des Staatsarchivs durch Errichtung einer dreigeschossigen, selbsttragenden Stahlkonstruktion über dem Domremter. Nach der Fertigstellung der neuen Magazin- und Verwaltungsräume und des Lesesaals im Jahre 1898 wurde das Archivgut dorthin umgelagert, um die durchfeuchteten Mauern des Domremters instandsetzen zu können. Als aber nach dem Ausräumen der Akten und der Entfernung der Regale und Urkundenkästen die romanischen Alabasterreliefs und die spätmittelalterlichen Fresken der Marienkapelle wieder zum Vorschein kamen, wuchs der öffentliche Druck auf die Archivare, den Remter als Magazin aufzugeben. Nach Abschluß der Renovierung 1901 durfte deshalb nur noch ein kleiner Teil der früher dort gelagerten Archivalien vorübergehend wieder einziehen.

1908 wurde im Remter und in der angrenzenden Marienkapelle ein Dommuseum eingerichtet. Die nicht ganz freiwillige Aufgabe des Remters brachte das Staatsarchiv in erhebliche Raumnöte, so daß man sich bald nach der Fertigstellung des neuen Magazins nach alternativen Standorten umsehen mußte: Schon 1906 wurde mit einem Archivneubau auf einem Grundstück am Ende der heutigen Hegelstraße begonnen, das die Stadt Magdeburg zur

<sup>27</sup> Uwe Czubatynski, Zum Archivwesen in der Kirchenprovinz Sachsen. Ein Bericht aus dem Jahre 1946, in: *Aus evangelischen Archiven* 34/1995, 74.

<sup>28</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 834b.

<sup>29</sup> *Magdeburgische Zeitung*, Nr. 122, 8.3.1901.

<sup>30</sup> Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA), Rep. 178, Abt. 30, Nr. 4, Bd. 1.

<sup>31</sup> GStA, Rep. 178, Abt. 30, Nr. 4, Bd. 2.

Verfügung gestellt hatte, um eine geplante Verlegung des Staatsarchivs nach Halle zu verhindern.

Nachdem das Staatsarchiv 1908 in sein neues Haus umgezogen war, übernahm das Konsistorium, das in der Nachfolge des Domgymnasiums im angrenzenden Südflügel der Domnebengebäude sein Domizil hatte, die freigewordenen Räumlichkeiten. Dabei wurde der einheitliche Magazintrakt auf der Höhe des Zugangs zu dem über der Marienkapelle gelegenen Saal durch eine Trennwand geteilt, von dem vorderen Teil fünf Diensträume und vier Kammern für die konsistorialen Beamten und Registraturkräfte durch Holzwände abgetrennt sowie die dort befindlichen Regale schrittweise entfernt. Der Lesesaal und etwa 80% der Regalanlage blieben jedoch in ihrer ursprünglichen Form bis heute erhalten.<sup>32</sup> Die verbliebenen Regale wurden fortan für die Medizinalbibliothek, die Konsistorialbibliothek und die konsistoriale Registratur genutzt. Bei der Gründung des Provinzialkirchenarchivs zog dieses in den Abschnitt hinter der Trennwand ein, während Konsistorialbibliothek und -registratur im vorderen Teil verblieben.

Die enge Nachbarschaft von Registratur und Archiv sollte sich in den folgenden Jahrzehnten noch als durchaus problematisch erweisen, da sich die korrekte Trennung von laufender Registratur, Altregistratur und Archiv infolge Platzmangels und wiederholter hektischer Aktenumlagerungen immer wieder aufzulösen drohte.

## 5. Das Provinzialkirchenarchiv während des Zweiten Weltkrieges

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges unterbrach im Sommer 1939 die Aufbauphase des Archivs: In der Nacht vom 18. August 1939 wurde Dr. Ebeling überraschend zu einer Wehrübung eingezogen, die ursprünglich sechs Wochen dauern sollte. Daraus wurden sechs Kriegsjahre, in denen die Magdeburger Altstadt in Schutt und Asche sank. Auch das konsistoriale Dienstgebäude wurde am 6. Februar 1945 zu etwa einem Drittel zerstört. Als pflichtbewußter Archivar bemühte sich Ebeling noch während seines Wehrdienstes um sein Archiv. Bis Mai 1940 war er bei der Magdeburger Flak stationiert und erreichte es, an drei Abenden in der Woche für Archivarbeiten im Konsistorium freigestellt zu werden. Während seiner Abwesenheit nahmen sich die Pfarrer Paul Buhrow (verstorben 1944) und Dr. Krabbes des Archivs an.

Die Anfrage des Beauftragten der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei für das kirchliche Archiv- und Kirchenbuchwesen in Breslau von 1940, ob das Magdeburger Konsistorium gefährdetes kirchliches Archivgut aus dem Westen, insbesondere das der Landeskirche Nassau-Hessen, vorübergehend auf-

<sup>32</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 712c. Noch heute erinnert ein Wappenschild mit dem preußischen Adler über dem Südfenster des Lesesaals an die Tradition des Preußischen Staatsarchivs.

nehmen könne, wurde positiv beschieden, jedoch aus unbekanntem Gründen fatalerweise nicht umgesetzt.<sup>33</sup> Ein Grund dafür könnte gewesen sein, daß auch Magdeburg seit Juli 1940 britischen Bombenangriffen ausgesetzt war.<sup>34</sup>

Obwohl der unmittelbar benachbarte Dom im September 1944 einen schweren Bombentreffer im Mittelschiff erhielt, dachte im Magdeburger Konsistorium noch niemand an eine Auslagerung des Archivs. Am 16. Januar 1945 wurde die Magdeburger Innenstadt durch Flächenbombardement fast völlig zerstört. Aber erst nachdem am 2. März die Westfassade des Doms schwer getroffen worden war,<sup>35</sup> ordnete Konsistorialpräsident Dr. Fretzdorff die Evakuierung der Archivbestände in die Neinstedter Anstalten bei Thale im Harz an. Aufgrund fehlender Benzinzuteilung unterblieb eine Auslagerung jedoch.<sup>36</sup> Aus heutiger Betrachtung ein glücklicher Umstand, da das Archiv bis auf kleinere Splittereinschläge, die noch in der Stahlkonstruktion und den Fensterlaibungen deutlich zu sehen sind, praktisch unversehrt blieb. Damit zählt Magdeburg zu den wenigen zentralen deutschen Kirchenarchiven, die keine Verluste zu beklagen hatten.<sup>37</sup> Gleichwohl sollte die teilweise Zerstörung des Konsistorialgebäudes den Ausbau des Archivs in der Folgezeit erheblich behindern. So meldete das Konsistorium im September 1946 an das Archivamt der EKD in Hannover: „Die Ordnung im Archiv läßt freilich z. Zt. weitgehend zu wünschen übrig und muß erst nach Wiederherstellung unseres zerstörten Dienstgebäudes wieder aufgebaut werden.“<sup>38</sup>

## 6. Bestands- und Personalentwicklung seit 1945

Nach Kriegsende listete der heimgekehrte Ebeling folgende Bestände auf: Akten und Tagebücher des provinzsächsischen Konsistoriums Magdeburg, das Konsistorialarchiv Stolberg-Wernigerode, die Registratur des Bischofs Peter, die Prediger-Witwen- und Waisenkasse der Provinz, die Volksmission, verschiedene Superintendenturen und Nachlässe sowie die ausgebombten Magdeburger Pfarrarchive von St. Ulrich, Heiliggeist, St. Jacobi und St. Petri.<sup>39</sup> Eine konsequente Beständentrennung nach dem Provenienzprinzip zwischen Staatsarchiv und provinzialkirchlichem Archiv war unterblieben, so daß sich

<sup>33</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 836. 1944 verbrannten Archiv und Registratur in dem völlig zerstörten Dienstgebäude des Darmstädter Landeskirchenamts: Handbuch des kirchlichen Archivwesens, Bd. I: Die zentralen Archive in der evangelischen Kirche, hg. v. Hans Otte, 4. Aufl., Neustadt an der Aisch 1997 (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche 3), 115.

<sup>34</sup> Manfred Wille, Der Himmel brennt über Magdeburg. Die Zerstörung der Stadt im zweiten Weltkrieg, Magdeburg 1990 (Magdeburger Schriftenreihe), 13.

<sup>35</sup> Fotos vom zerstörten Dom in: „Dann färbte sich der Himmel blutrot.“ Die Zerstörung Magdeburgs am 16. Januar 1945, hg. v. Matthias Puhle, Magdeburg 2005, 51 und 123.

<sup>36</sup> Czubatynski, Zum Archivwesen, 77.

<sup>37</sup> Vgl. die Lageberichte der Kirchenarchivare in: Der Archivar 1/1947, 37f., 2/1948, 66f., 158, 170-175, 3/1949, 22f.

<sup>38</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 3429.

<sup>39</sup> Czubatynski, Zum Archivwesen, 76.

einerseits Teile der konsistorialen Überlieferung nach 1815 in der Hegelstraße und andererseits Akten der Königlichen Regierung noch heute im provinzialkirchlichen Archiv befinden. Aufgrund der Geburtshilfe, die das Magdeburger Staatsarchiv leistete, wird es nicht überraschen, daß sich die Tektonik des provinzialkirchlichen Archivs eng an die des staatlichen Nachbarn anlehnt und gleichfalls mit Reposituren gearbeitet wird.

Ebeling schied im November 1945 auf eigenen Wunsch aus dem kirchlichen Dienst aus und kehrte in seine Heimatstadt Hamburg zurück. Sein Nachfolger wurde Dr. Winfried Krabbes, seit 1. April 1942 Provinzialpfarrer für kirchliches Bibliothekswesen, der am 28. Mai 1946 zum Kirchenarchivrat ernannt wurde. Von diesem Zeitpunkt an blieben die Leitung des Archivs und der Konsistorialbibliothek, obwohl organisatorisch und rechtlich getrennt, stets in Personalunion verbunden. Krabbes hatte 1945 mehrere Monate als stellvertretender Bürgermeister in Magdeburg amtiert, war jedoch den Belastungen der Aufbaujahre nicht mehr gewachsen. Die Neuordnung des Konsistorialbestandes nach General-, Orts- und Personalakten übernahm 1949 der Bibliothekar Ludwig Schumacher. Im April 1956 wurde Dr. Krabbes wegen Krankheit in den Wartestand, schließlich 1961 in den Ruhestand versetzt.<sup>40</sup> Sein Arbeitsgebiet umfaßte das Archiv, die Küster-Schul-Auseinandersetzungen, Siegelangelegenheiten und die Bibliothek. Vorübergehend kümmerte sich nach seiner Erkrankung der Pressereferent im Konsistorium, Pfarrer Heinrich Draeseke, um das provinzialkirchliche Archiv.

1958 folgte ihm der Jurist Herbert Wagner nach, der in 33 Dienstjahren ganz wesentlich die Entwicklung des Archivs prägte. Obwohl durch die gleichzeitige Leitung der Grundstücksabteilung und 1979/80 darüber hinaus als kommissarischer Konsistorialpräsident stark belastet, schuf er sämtliche Rechtsgrundlagen für die Archiv- und Schriftgutverwaltung: die Kassationsordnung (1962), die Dienstanweisung für Archivpfleger (1963), den Einheitsaktenplan (1964), die Archivbenutzungs- und die Gebührenordnung (1980) sowie die Kirchenbuchordnung (1980).<sup>41</sup> Außerdem widmete er sich mit großem Engagement der Archivpflege und der Verbandsarbeit im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft für kirchliches Archiv- und Bibliothekswesen. Sein plötzlicher Tod 1991, den seine Kollegen allgemein auf die Arbeitsüberlastung der Wendejahre zurückführten, hinterließ eine tiefe Lücke. Die kontinuierliche Verwaltung des Archivs gewährleistete in dieser aufreibenden Umbruchzeit Archivamtmann Karlheinz Felgenträger, der Oberkonsistorialrat Wagner seit 1972 zur Seite gestanden hatte und dem die eigentliche Bestandsarbeit oblag. Die kommissarische Leitung des Archivs übernahm 1991 für vier Jahre der aus Westfalen

<sup>40</sup> AKPS, Rep. A, Spec. P, KK 29.

<sup>41</sup> Recht der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, Ergänzbare Rechtsquellenensammlung, hg. v. Konsistorium, bearb. v. Hartwin Müller, Neuwied 1997, Nr. 772-776.

stammende Kirchenjurist Hans Seehase. Ihm kommt das Verdienst zu, das Archivwesen in der Kirchenprovinz Sachsen auch kirchengesetzlich abgesichert zu haben: Am 31. März 1993 wurde das Archivgesetz der EKV „Zur Sicherung und Nutzung von kirchlichem Archivgut“ auch für die Kirchenprovinz Sachsen in Kraft gesetzt.<sup>42</sup>

Seit dem 21. Mai 1963 führt das provinzialkirchliche Archiv durch Kollegiumsbeschuß offiziell den Namen „Archiv der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen“.<sup>43</sup> Aus praktischen Erwägungen heraus werden bis heute zwar Archivalien der Kirchenkreise, jedoch Pfarrarchive nur in absoluten Notfällen übernommen. Deshalb beherbergt das landeskirchliche Archiv auch nur wenige Kirchenbücher, bei denen es sich nahezu ausnahmslos um Zeitschriften aus den Ephoralbeständen handelt. Seit Ende der 1960er Jahre wurden auch die Altakten der bischöflichen Registratur kontinuierlich an das Archiv übergeben. Das Archivalienzuwachs ist zahlenmäßig nur unzureichend dokumentiert: In einem Tätigkeitsbericht von 1965 wird ein Umfang von 1000 Regalmetern angegeben.

1974 meldet der Rechenschaftsbericht des Konsistoriums an die Synode, daß der gesamte Archivbestand erschlossen sei. Dieser erfreuliche Zustand war nicht zuletzt auf das Engagement des Arbeitskreises für Kirchengeschichte der Kirchenprovinz Sachsen zurückzuführen, der wiederholt engagierte Pfarrer für archivische Erschließungsarbeiten im Konsistorium und auf dem Lande vermittelte.

Seither hat sich der Gesamtbestand des Archivs nahezu vervierfacht, wobei sich der Rückstand bei der Verzeichnung derzeit auf etwa ein Drittel beläuft. Im Zusammenhang mit der großen Raumordnungswelle der 1970er Jahre - allein zwischen 1974 und 1978 wurden 22 Kirchenkreise aufgelöst - mußten zahlreiche Ephoralarchive von aufgelösten Kirchenkreisen übernommen werden: Mittlerweile befinden sich insgesamt 22 Bestände in Magdeburg. Ende der 1970er Jahre wurden überdies die Konsistorialarchive Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla an Magdeburg abgegeben. Nach der Wende kamen vor allem Bestände aufgelöster Bildungseinrichtungen und Ämter auf Propsteiebene hinzu. 1997 wurde auch das Archiv des Konsistorialbezirks Ilfeld, der bis 1945 zur Hannoverschen Landeskirche gehört hatte, übernommen. Die nicht-konsistorialen Bestände gewannen somit seit der Mitte der 1970er Jahre zunehmend an Gewicht und machen inzwischen mehr als die Hälfte des Gesamtumfangs (derzeit etwa 3.800 lfd. m) aus - eine Tendenz, die sich im Zuge der aktuellen Raumordnungsverfahren auf Kirchenkreisebene noch weiter verstärken wird.

<sup>42</sup> Ebd., Nr. 770.

<sup>43</sup> AKPS, Rep. A, Gen., Nr. 3429.

In bezug auf die Benutzung riß die Wende das Archiv aus einem Dornröschenschlaf. Die Reaktivierung kirchlicher Eigentumsansprüche und anderer Rechte überfluteten das Archiv mit hausinternen Anfragen und Recherchen. Dazu kamen die zahlreichen Genealogen und Wissenschaftler aus dem Westen, die nunmehr das Magdeburger Archiv entdeckten bzw. jetzt erst dorthin gelangen konnten. Die Entwicklung der Benutzerzahlen seit 1990 stand in scharfem Gegensatz zu dem niedrigen technischen Standard des Archivs, das sich hinsichtlich Lagerung, Klimatisierung und Erschließungsmethoden noch auf dem Stand des 19. Jahrhunderts befand. Erst seit Juli 1996 kann das Archiv nach dem Einbau einer neuen Heizung nun auch wieder den ehemaligen Lesesaal des Preußischen Staatsarchivs ganzjährig nutzen, in dem seit 1908 ein Teil der Konsistorialbibliothek untergebracht ist. Zu Jahresbeginn 1997 wurden feste Öffnungszeiten eingeführt, was einen weiteren Anstieg der Benutzungen bewirkte.

Erst nach der Wende eröffnete sich der Zugang zur modernen Archivtechnik. Die Kartonierung der Bestände begann 1994 und macht dank wiederholter Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen deutliche Fortschritte. Die hölzerne Regalanlage wird jedoch auch in Zukunft nicht durch Stahlregale ersetzt werden können, da die gesamte Innenausstattung als früher Archivzweckbau unter Denkmalschutz steht. Die völlig unzureichende und feuergefährliche Elektrik wurde 1997 komplett ausgetauscht, Computer zogen in die Dienstzimmer ein. Der unlängst abgeschlossene Einbau von Innenjalousien sorgt nun auch endlich für den notwendigen Lichtschutz an den großen Fensterflächen, die noch aus der Zeit vor Einführung der Elektrizität stammen.

Die katastrophale Raumnot des Archivs konnte im Sommer 1996 durch die Inbetriebnahme eines Außenmagazins gemildert werden. Im zweiten Untergeschoß des nahegelegenen konsistorialen Neubaus, in dem Finanz- und Grundstücksabteilung untergebracht sind, wurde eine Fahrregalanlage mit einer Kapazität von ca. 850 Regalmetern installiert. Dorthin werden sukzessive alle erschlossenen und kartonierten nichtkonsistorialen Bestände umgelagert. Dennoch ist angesichts der im Rahmen der Raumordnung noch anstehenden Übernahmen das Ende der Magazinkapazitäten in naher Zukunft absehbar. So steht angesichts des begrenzten zentralen Archivraums die dezentrale Archivpflege heute wie in den 1930er Jahren im Mittelpunkt der Magdeburger Archivarbeit.

## Genealogische Datenbank der Diözese Passau Ein Pilotprojekt<sup>1</sup>

Wolfgang Fronhöfer

Das im Archiv des Bistums Passau seit November 1997 laufende Pilotprojekt "Genealogische Datenbank" wurde von Herbert Wurster, Direktor des Passauer Bistumsarchives, auf dem Bayerisch-Sächsischen Archivarstreffen am 21. März 1998 in Regensburg erstmals der Fachöffentlichkeit ausführlich vorgestellt.<sup>2</sup>

### 1. Problemstellung

Das Archiv des Bistums Passau hat in den letzten zwei Jahrzehnten den Großteil der älteren Tauf-, Trauungs- und Sterbematrikeln aus den Pfarreien der Diözese im 1980 eröffneten Diözesanarchiv zentralisiert. In wenigen Pfarreien reichen diese Matrikeln in das ausgehende 16. Jahrhundert zurück, die Masse der Überlieferung setzt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein. Die Erschließung dieser nunmehr im Archiv verwahrten Originalbücher durch alphabetische Register liegt bei ca. 95%. Im Rahmen des Datenbankprojektes werden auch die restlichen in den Pfarreien befindlichen Matrikelbücher vor 1900 übernommen.

Wegen der ungeheuren Datenfülle sind die Matrikeln für raumübergreifende Fragestellungen bisher praktisch nicht nutzbar, sie dienen aber als zentrale Quellen immer zahlreicherer Genealogen für deren meist ausschließlich private Familienforschung. Von 1300 jährlichen Benutzern des Passauer Bistumsarchives, im Durchschnitt berechnet aus den letzten sieben Jahren, waren 740 Benutzer Genealogen, also knapp 60%. Gleich hohe Zahlen sind bei den genealogischen Auftragsforschungen durch das Archivpersonal zu verzeichnen. Dies führte mit zunehmender Zentralisierung zu einer immer massiveren Beanspruchung des derzeit ca. 100 Regalmeter umfassenden Bestandes der

---

<sup>1</sup> Schriftliche Fassung eines auf der 7. Tagung der süddeutschen evangelischen Kirchenarchive und Bischöflichen Konferenz für die Archive der Oberrheinischen Kirchenprovinz gehaltenen Vortrages in Biberach an der Riß am 24. Juni 1998.

<sup>2</sup> Der Vortrag wird im jüngsten Band der von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns herausgegebenen Reihe der Vortragspublikationen zu den Bayerisch-Sächsischen Archivarstreffen erscheinen.

Matrikeln und Register vor 1900 und zur andauernden Beanspruchung eines beträchtlichen Teiles der Arbeitskapazität des Archivpersonals.

In anderen bayerischen Kirchenarchiven ist man diesem Umstand durch Mikroverfilmung und -fichierung entgegengetreten. Diese Praxis wurde im Bistumsarchiv Passau bewußt ausgeklammert, da sie zwar die Originalmatrikeln aus der Benützung nimmt und damit vor weiterer Schädigung schützt, Arbeitskapazität etwa im Aushebedienst freisetzt, aber die Zugänglichkeit und Auswertbarkeit der Quellen nicht verbessert, im Gegenteil sogar oft durch schlechtere Lesbarkeit mindert und dies bei nicht unbeachtlichen Kosten für Anschaffung und Unterhaltung von Lesegeräten.

## 2. Erfassung aller Matrikeleinträge in einer genealogischen Datenbank

Unser Vorhaben war seit Beginn der Zentralisierung der Pfarrmatrikeln der Aufbau einer genealogischen Datenbank auf der Grundlage aller Matrikeleinträge der Diözese Passau von Überlieferungsbeginn bis zur Einführung der Standesämter in Bayern im Jahre 1876 bzw. aus praktischen Gründen darüber hinausgehend bis zum Jahre 1900. Damit wird nicht nur der konservatorische Schutz der Originalbücher verwirklicht, sondern das bisher als wünschenswert, aber aufgrund des zu veranschlagenden Zeitaufwandes nicht als realisierbar<sup>3</sup> erachtete Ziel erreicht, die Matrikeldaten vollständig zu erfassen und auszuwerten. Damit können die genealogische Forschung weitgehend automatisiert und bisher aussichtslose Forschungsansätze zu einem Ergebnis geführt werden.

Wir sind des weiteren davon überzeugt, daß durch dieses Projekt eine für die historisch orientierten Wissenschaften außerordentlich ergiebige Quelle endlich aus dem Dornröschenschlaf erweckt wird. Der wissenschaftliche Wert einer derartigen Datenbank ist unbestritten.

<sup>3</sup> Paul Maj, Mikrofilmeinsatz in den Archiven der katholischen Kirche in Bayern, in: Die Archive in Sachsen und in Bayern. Information und Sicherung. Sächsisch-Bayerisches Archivarstreffen 23.-25. April 1993 in Freiberg, Vorträge, hg. v. d. Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, München 1993, 65-67, hier: 66f.: „Die Möglichkeit, die Kirchenbucheinträge auf EDV zu speichern, ist zwar von der Technik her möglich und zukunftsweisend, doch ist die Eingabe des Textes in eine Datenbank sehr zeitaufwendig. Aus eigener Erfahrung können wir sagen, daß bei gewissenhafter Eingabe der Einträge pro Kirchenbuch ein Mitarbeiter je nach Umfang des Buches und Häufigkeit der Leseschwierigkeiten 3-6 Monate benötigt.“

### 3. Die Eingabe: Verfahrensansatz, Umfang und Aufwand

Unser Ziel ist die weitestgehend automatisierte Abfrage aller Daten unseres Matrikelbestandes. Der Weg dorthin, und das ist der eigentliche Inhalt unseres Projektes, ist die Eingabe der Daten in einem zeitlich und damit finanziell vertretbaren Rahmen. Die entscheidende Innovation unseres Pilotprojektes besteht darin, die Vorzüge des Computers bereits bei der Eingabe zu nützen, diese also weitestgehend durch Routinen und Programmunterstützung zu automatisieren und dadurch die Eingabezeiten drastisch zu verkürzen.

Da zuverlässige Zahlen zur Bevölkerungsgeschichte bisher fehlen, weil eben noch auf keine Datenbank, wie wir sie anstreben, zugegriffen werden kann,<sup>4</sup> muß der Umfang unseres Projektes geschätzt werden. Wir gehen in dem genannten Überlieferungszeitraum von 2.000.000 Personen aus, deren Einträge in mehr als 2.500 Bänden mit einer Durchschnittszahl von 250 Seiten pro Band und 7 Einträgen pro Seite zu finden sind. Dies ergibt voraussichtlich 4.500.000 Matrikeldatensätze. Matrikeldatensätze sind gleichzusetzen mit Matrikeleinträgen, also Tauf-, Trauungs- und Sterbeeinträgen mit den dazugehörigen Randinformationen wie Eltern, Paten, Zeugen usw. Ein Matrikeldatensatz Taufen ist ebenso wie ein Matrikeldatensatz Beerdigungen gleichzusetzen jeweils einem Personendatensatz, ein Matrikeldatensatz Trauungen ergibt folglich zwei Personendatensätze.

Für eine Machbarkeitsstudie und die Projektphasen „Eingabe der Register“ und „Eingabe der Matrikeln“ haben wir einen Arbeitszeitbedarf von neun Mannjahren Verwaltungspersonal und 19 Mannjahren genealogisch-historisches

<sup>4</sup> Vgl. dazu Manfred Rau, Die bayerische Bevölkerungsentwicklung vor 1800. Ausnahme oder Regelfall?, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 51/1988, 471-601. Bezeichnend sind etwa diese Formulierungen: „Obwohl Bayern eine entwickelte landeshistorische Forschung und eine keineswegs ungünstige Quellenlage aufzuweisen hat, ist über die bayerische Bevölkerungsgeschichte vor 1800 erstaunlich wenig bekannt“ (471). „Das Standardwerk zur bayerischen Wirtschaftsgeschichte von Schremmer spricht nur ganz allgemein von Bevölkerungswachstum und erwähnt ansonsten lediglich statistische Zahlen vom Ende des 18. Jahrhunderts. Soweit im Schrifttum Bevölkerungsziffern für frühere Epochen genannt werden, beruhen sie in der Regel auf beiläufigen Schätzungen, die von den statistischen Angaben für das spätere 18. Jahrhundert nach rückwärts schließen. Da die vorhandenen Statistiken die Volksmenge auf ungefähr eine Million beziffern (Altbayern allein etwas weniger, mit der Oberpfalz etwas mehr), werden für davorliegende Zeiten geringere Einwohnerzahlen angenommen“ (471f.). Bei der Betrachtung der Entwicklung in ganz Deutschland während des 17. Jahrhunderts kommt Manfred Vasold, Die deutschen Bevölkerungsverluste während des Dreißigjährigen Krieges, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 56/1993, 147-160, zu dem Urteil, daß die in der Literatur gängigen Zahlen als ungläubhaft zurückgewiesen werden müssen (154f.) und zu dem Fazit: „Es ist vorläufig offenbar nicht möglich, die Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Krieges für das Reich annähernd genau anzugeben.“ (160). Für die Heranziehung genealogischer Quellensammlungen in der Forschung siehe die neue Wegeweisenden Darstellungen von Jacques Dupaquier/Denis Kessler, La société française au XIXe siècle. Tradition, transition, transformations, Paris 1992, und Volkmar Weiss, Bevölkerung und soziale Mobilität Sachsen 1550 - 1880, Berlin 1993.

Fachpersonal angesetzt, darüber hinaus nicht unbeträchtliche Sach- und Programmierkosten.

#### 4. Realisierung

Nach der frühzeitigen Zusage der Diözesanleitung von 100.000 DM Anschubfinanzierung für die Pilotphase und nach intensiven Vorüberlegungen schlossen wir im Wintersemester 1996/97 mit dem an der Universität Passau angesiedelten "Bayerischen Forschungsinstitut für wissenschaftliche Systeme" (FORWISS) einen Kooperationsvertrag.<sup>5</sup> Demzufolge hat sich ein Informatikstudent in seiner Diplomarbeit mit den Grundlagen der für unser Projekt notwendigen Datenbankentwicklung befaßt.

Nach Begutachtung des Projekts durch die Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns und mit Unterstützung unseres örtlichen Landtagsabgeordneten und Mitglieds des Haushaltsausschusses, Franz Meyer, wurde uns vom Freistaat Bayern aus Mitteln des neugeschaffenen "Kulturfonds Bayern" ein Zuschuß von 200.000 DM bewilligt. Erst mit diesem Betrag und den vom Arbeitsamt Passau gewährten ABM-Stellen sowie weiteren Sachleistungen des Ordinariates erreichten wir den für die Pilotphase veranschlagten Betrag von ca. 500.000 DM, so daß wir das Projekt zum 1. November 1997 starten konnten.

Wir haben in einem Gebäude unweit des Archives vier Büroräume erhalten und dort fünf Bildschirmarbeitsplätze mit vier SUN-SPARC-Stations eingerichtet, die mit einem SUN-Ultra-Enterprise-150-Rechner verbunden sind, der zugleich die Verbindung in das Archiv und zu FORWISS in der Universität herstellt. Wir verwenden die etablierte Datenbank INFORMIX. Unser Kooperationspartner FORWISS hat den vorher erwähnten Informatikstudenten, der sich bereits im Rahmen seiner Diplomarbeit mit unserem Projekt befaßte, nach Abschluß seines Studiums für die Programmentwicklung angestellt und ihm eine wissenschaftliche Hilfskraft zur Seite gestellt. Wir beschäftigen für die Registereingabe derzeit drei Mitarbeiterinnen auf ABM-Basis, davon zwei als Halbtags- und eine als Ganztagskraft. Darüber hinaus arbeitet ein Geistlicher öfter halbtags mit.

Von Anfang an haben wir für die Eingabe eine mehrstufige Vorgehensweise geplant. Nach Schulung der Eingabekräfte, vorbereitenden Arbeiten und Erstellung, Erprobung und Optimierung der Eingabemasken haben wir mit der Eingabe der alphabetischen Register zu den Tauf- und Trauungsbüchern begonnen. Hier zeigte sich sehr schnell, daß aufgrund der tatsächlich erreich-

<sup>5</sup> Weitere Informationen sind im Internet unter [www.forwiss.de](http://www.forwiss.de) erhältlich oder unter der Fax-Nr. 0049-9131-69 11 85.

ten Geschwindigkeit bei der Eingabe und bei gleichzeitiger Beschränkung auf die Heiratsregister die ganze Diözese bereits bis Mitte des Jahres 1999 erfaßt sein könnte. Aufgrund der daraus resultierenden weit günstigeren Zeitbedarfsberechnung wurde der Plan für die Eingabe der alphabetischen Register zu den Taufbüchern fallengelassen. Für die Eingabe der Taufmatrikeln planen wir daher nicht mehr den Rückgriff auf die Taufregisterdatensätze, sondern auf die dann bereits vorhandenen Angaben aus den Trauungseinträgen.

Wir geben seit Anfang Februar 1998 also ausschließlich die Registerdatensätze zu den Trauungsmatrikeln ein. Diese Datensätze bestehen immer aus Familiennamen, Vornamen und Seitenzahl in der betreffenden Matrikel, dazu kommen oft Beruf bzw. Stand und Wohnort sowie Trauungsjahr bzw. das Datum der Trauung. Derzeit [Juni 1998] geben (umgerechnet) zwei Ganztagskräfte an einem normalen Arbeitstag rund 2.000 Register-Personendatensätze ein. Mittels einer weiteren Halbtagskraft, die sich nach der Einstellung zum 1. Juni 1998 zunächst noch in der Schulungsphase befindet, und dem Geistlichen erreichen wir rund 2.500 Datensätze pro Tag, die bisherige Spitzenleistung lag am 25. Mai 1998 bei 2.624 Datensätzen. Diese Zahlen schwanken je nach Lesbarkeit und Umfang der Registereinträge. Pro normaler Arbeitswoche rechnen wir mit der Eingabe von 10.000 Register-Personendatensätzen, in der Woche vom 15. bis 19. Juni 1998 waren es 11.867. Das heißt, daß im Durchschnitt jede unserer Eingabeinnen ca. 28 Sekunden pro Eintrag benötigt - Pausen, Vorbereitungsarbeiten und Problemfälle eingeschlossen.

Wir haben im Süden unserer Diözese mit den Dekanaten Neuötting und Burghausen begonnen und bewegen uns Innabwärts auf Passau zu. Nach knapp fünf Monaten haben wir etwa ein Viertel der Diözese eingegeben, die vollständige Eingabe der Register zu den Heiratsbüchern wird demnach in weniger als zwei Jahren abgeschlossen sein, das heißt mit einem Arbeitsbedarf von weniger als vier Mannjahren.

In einer zweiten Stufe ist die Volleingabe der Heiratsmatrikeleinträge vorgesehen. Mittlerweile wurde hierfür die Eingabemaske mit allen Unterstützungsprogrammen und -routinen entwickelt und erprobt. Für die Matrikel-eingabe haben wir zum 1. Juni 1998 eine weitere Halbtagskraft auf ABM-Basis angestellt, die sich derzeit an der Registereingabe einarbeitet; darüber hinaus stehen wir in Vertragsverhandlungen mit einem freiberuflichen Genealogen, der mit der Materie, insbesondere mit Matrikelhandschriften, natürlich bestens vertraut ist.

## 5. Die Eingabe der alphabetischen Register

Wie geht nun die Eingabe der Registerdatensätze konkret vor sich, und wo liegt die eigentliche Innovation unseres Verfahrens? Um es auf den Punkt zu bringen: Wir vermeiden - so weit als möglich - jede Art der Eingabewiederholung. So wird also jeder Vorname und jede Vornamensvariante nur einmal eingegeben, danach nur noch mit einem oder mehreren Anfangsbuchstaben als Vorschlag ausgelöst und bestätigt. Das Programm führt eine Statistik über die Frequenz der Vornamen und erstellt eine Häufigkeitsreihenfolge. Bei der Eingabe des Vornamens erscheint daher unter dem Eingabefeld der häufigste Vorname des jeweiligen Anfangsbuchstaben, in einem weiteren Vorschlagsfeld neben dem Eingabefeld werden die sieben häufigsten Vornamen mit dem jeweils gewählten Anfangsbuchstaben angezeigt.

Wir legen bei der Eingabe auch Wert auf scheinbar unbedeutende Erleichterungen - so braucht beispielsweise nicht die Großbuchstabentaste bedient zu werden, weil der erste Buchstabe automatisch groß geschrieben wird. Die Eingabe des Buchstabens „k“ etwa löst den früher häufigsten Namen Katharina aus, ein zusätzlich eingegebenes „l“ den Vornamen Klara mit den weiteren Vorschlägen Klemens, Klement, Klaudius, Klothilda, Klotilde, Klementine. Für einen Klemens benötigen wir also ein „kl“ mit der Ziffer „1“ gemäß der Platzierung dieses Namens in der Häufigkeitstabelle. Wenn wir davon ausgehen, daß die häufigsten Vornamen wie Anna, Barbara, Elisabeth, Georg, Jakob, Katharina, Maria, Peter, Sebastian, Theresia, Wolfgang mit nur einem Buchstaben ausgelöst werden, kann also die Eingabezeit erheblich verkürzt werden. Sehr deutlich zeigt dies als Beispiel der weibliche Vorname Maria, der bei 68.000 Bräuten bereits 13.000 mal einzugeben war.

Neben der Zeitersparnis führen der oder die Vorschläge aber auch zu weiteren Effekten, nämlich der Lesehilfe bei schwierigen Vorlagen einerseits und der Ausschaltung von Abschreib- bzw. Eingabefehlern andererseits, da der Eintrag nicht Buchstabe für Buchstabe eingetippt wird, sondern die mehr oder minder knappe Eingabe einen Vorschlag auslöst, der dann - und dies automatisch mit der richtigen Schreibung - bestätigt wird. Noch größer ist die Zeitersparnis bei der Eingabe der Familien- und Ortsnamen einer Pfarrei, weil das eher beschränkte Namenscorpus mit minimalster Eingabe auf Dauer abzudecken ist. Bei jedem Start einer neuen Pfarrei können überdies die Familien- und Ortsnamen der bereits eingegebenen Nachbarpfarreien in den Vorschlagspool zugeladen werden. Ständig wiederkehrende Berufs- oder Standesbezeichnungen wie beispielsweise „Bauerstochter“ können durch einmal festgelegte Kürzungen, im genannten Fall durch „bt“, ausgelöst werden, wobei dieses Macro natürlich nur im Feld „Beruf oder Stand“ funktioniert.

Bei der Eingabe der alphabetischen Register werden Vornamen, Namen und Orte in der Schreibweise der Vorlage übernommen. In der Zeit vom 1. Februar bis zum 15. Juni 1998, also in nur 4 1/2 Monaten, wurden 90.500 Heiratsregisterdatensätze eingegeben mit insgesamt 152.036 Personendatensätzen.

## 6. Die Matrikeleingabe

Wie bereits zuvor berichtet, wurde das Programm zur Eingabe der Heiratsmatrikeldaten mit allen Unterstützungsroutinen bereits fertiggestellt und in seiner Funktionalität erfolgreich getestet. Mit Zahlen und Zeitangaben kann ich hierzu noch nicht aufwarten, da die Eingebenden erst nach einiger Anlernzeit die volle Geschwindigkeit erreichen. Lassen Sie mich aber einige wesentliche Punkte zur Volleingabe bereits heute näher erläutern.

Die Eingabemaske kann in ihrem Umfang und in ihrer Reihenfolge der jeweiligen Vorlage angepaßt werden. Die in der 1. Stufe des Projektes eingegeben Registerdatensätze werden gemäß der Seitenangabe vorgeschlagen. Bei Bestätigung werden die entsprechenden Felder aufgefüllt. Der Band wird einmal bei Eingabebeginn vorgegeben, Seite und Eintragsnummer werden automatisch durch Bestätigung des Feldes „neue Seite“ hochgezählt.

Die Einträge werden nach editorischen Regeln normalisiert. Bevor Sie durch diesen Satz aufschrecken und die Authentizität der Originaltexte gefährdet sehen, möchte ich hinzufügen, daß sich diese editorischen Eingriffe nicht auf, wie ich sie nenne, „kritische Felder“ erstrecken. Dies sind die Felder Eigen- und Ortsnamen, aber auch die Vornamen und Berufe. Hier werden die Vorlagen buchstabengetreu übernommen, jede Variante wird eigenständig behandelt.

Da die alphabetischen Register in der Regel vom Ende des 19. Jahrhunderts oder aus den 1930er Jahren stammen und die Registerersteller oft die für ihre Zeit übliche Namens- und Ortsschreibungen anstatt tatsächlich vorhandener historischer Schreibungen verwendeten, tritt bereits hier beim Vergleich des Registerdatensatzes mit dem Originaleintrag ein Unterschied auf, der ebenso wie die historischen Varianten bewältigt werden muß. Wir bedienen uns hier einer Variantentabelle, in welche alle Abweichungen, beispielsweise die einer Familiennamensschreibung, eingegeben werden. Damit können wir sowohl alle phonetischen Abweichungen, seien sie durch Hör-, Schreib- oder Lesefehler entstanden, wie sogar auch durch nichtphonetische Vorgänge hervorgerufene Namensänderungen eindeutig einander zuordnen. So kann etwa ein „Dattenhammer“ in über siebenzig phonetischen Abweichungen vorkommen, aber auch als Pattenhammer, falls einmal bei der Variante Tattenhammer das T mit P verwechselt wurde. Da wir bei der Eingabe am Beginn der Überlieferung

starten und chronologisch vorgehen, ist der familiäre Zusammenhang über die Jahrhunderte im Computer feststellbar. Somit kann die gerade vorkommende Namensvariante eindeutig zugeordnet werden. Die jeweilige Variantentabelle wird mit wenigen Anfangsbuchstaben ausgelöst, wie ich dies schon bei den Vornamen erläutert habe, womit eine bereits vorhandene Variante bestätigt bzw. die im Original aufscheinende Schreibung als neue Variante hinzugefügt wird. Damit können wir uns bei der Eingabe erneut des enorm zeitsparenden Vorschlages bzw. der Vorschlagsliste bedienen, erhalten aber zugleich ein für die spätere automatisierte Abfrage wesentliches Instrumentarium für die Variantenabdeckung.

## 7. Zusammenfassung und Ausblick

Wir sind davon überzeugt, und die ersten Monate unseres Projektes bestärken, ja übertreffen unsere Erwartungen eindrucksvoll, daß mit unserem Projekt ein Modell für Eingabe und Auswertung im gesamten Bereich massenhaft gleichförmiger Quellen entwickelt wird, welches der historisch orientierten Forschung neue Impulse und der Softwareentwicklung im Bereich „unscharfer Daten“ neue Lösungsstrategien anbietet.

Derzeit bemühen wir uns um die Finanzierung der nächsten Projektstufen:

- ◆ Weiterentwicklung der Programme zur Eingabe der Tauf- und Beerdigungsmatrikeln unter Nutzung der eingegebenen Trauungsmatrikeldaten;
- ◆ digitale Aufnahme der Originalmatrikeleinträge für die unmittelbare Eingabe auf dem Bildschirm;
- ◆ Softwareentwicklung für die automatisierte Personenzusammenführung aufgrund der eingegebenen Tauf-, Trauungs- und Sterbeeinträge;
- ◆ Adaptierung des Programms für die kostengünstigeren PCs.

## Sicherung und Erschließung des Historischen Bildarchivs der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal-Barmen<sup>1</sup>

Barbara Faulenbach

### 1. Ausgangslage

Die Vereinte Evangelische Mission (VEM) verfügt über ein in Nordrhein-Westfalen wohl einzigartiges, in Deutschland sicher eines der bedeutendsten historischen Missionsbildarchive. Es dokumentiert vor allem die traditionellen Tätigkeitsgebiete der 1828 gegründeten Rheinischen Missionsgesellschaft und der 1886 gegründeten Bethelmission in Afrika und Südostasien. Diese beiden Missionsgesellschaften wurden 1971 zur Vereinigten Evangelischen Mission (VEM) zusammengeschlossen, 1979 kam die Zaire-Mission hinzu. Im Jahre 1996 wurde daraus ein Zusammenschluß von 32 Kirchen in drei Kontinenten einschließlich der von Bodenschwinghschen Anstalten - die heutige Vereinte Evangelische Mission.

Schon ab 1850 wurden zur Veranschaulichung der monatlichen Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft gezielt Drucke und Stiche eingesetzt, spielten sie doch als Medium der Kommunikation eine nicht zu unterschätzende Rolle. Griff man zunächst unter anderem auf Zeichnungen einzelner Missionare zurück, die als Vorlage dienten, so wurden später vor allem Illustrationen aus den Berichten Forschungsreisender benutzt.

Im Jahre 1862 wurde erstmals ein rheinischer Missionar, Johann Georg Schröder jun., mit einer Fotoausrüstung nach Südafrika geschickt.<sup>2</sup> Schröder wurde am 15. April 1833 als erster Sohn des Missionars Johann Georg Schröder und dessen Ehefrau Wilhelmine, geb. Rüdiger, auf der rheinischen

<sup>1</sup> Die folgenden Ausführungen gehen zurück auf ein auf dem Rheinischen Archivtag 1995 von Hans-Werner Langbrandtner (Archivberatungsstelle Rheinland) gehaltenes Kurzreferat. Eine ältere Fassung dieses Beitrags erschien unter dem gleichen Titel in: Fotos und Sammlungen im Archiv, Bonn 1997 (=Archivhefte des Landschaftsverbands Rheinland 30), 63-71. - Die technische Planung und Durchführung des Projektes lagen in den Händen von Thomas Hofmann, Leiter des Bildarchivs im Referat Öffentlichkeitsarbeit der Vereinten Evangelischen Mission.

<sup>2</sup> Im Deputationsprotokoll vom 24.11.1862 heißt es lediglich lapidar: „Für den photographischen Apparat, welchen Schröder mitbekommen, sollen die bewilligten 250 Thaler ausbezahlt, die überfließenden 100 Thaler aber dem Missionar Schröder auf Rechnung gebracht werden.“ - Man muß dabei wissen, daß das Jahresgehalt des jungen Missionars 1865 400 Thaler betrug!

Missionsstation Wupperthal im Kapland geboren. Nach einer Ausbildung als Stellmacher und Schreiner in Worcester/Südafrika kam er 1857 nach Deutschland und wurde im Seminar der Rheinischen Mission in Barmen ausgebildet. Am 9. November 1862 wurde er ordiniert und nach Südwestafrika/Namibia ausgesandt. Schon während seiner Zeit in Deutschland hatte er sich offensichtlich intensiv mit der Fotografie beschäftigt. So heißt es in einem Bericht von Ende 1862 über seinen Abschied von Deutschland: „In der letzten Zeit beschäftigte er sich am meisten mit Photographie. An den verschiedenen Stellen im Missionshofsah man seine Apparate aufgestellt, und niemand, der vorbeiging, war sicher, daß er nicht gleich festgehalten und vors Glas gebracht wurde.“

Aus der noch vorhandenen Korrespondenz läßt sich erschließen, daß Schröder offensichtlich den speziellen Auftrag hatte, Bildmaterial von den einzelnen Missionsstationen am Kap und später auch in Südwestafrika/Namibia zu beschaffen. Obwohl Schröders Fotos nach den bisherigen Kenntnissen als verschollen gelten müssen, ist anhand anderer Überlieferung nachweisbar, daß seine Fotografien - wie andere Fotografien auch - als Vorlagen für Stiche dienten (Abb.1).



Abb.1: Buschmänner aus der Gegend des Ngami-Sees. Nach einer Fotografie.

Aufschluß über Schröders Tätigkeit als Fotograf gibt beispielsweise ein Auszug aus seinem Brief vom 28. Mai 1876: „Wenige sonnige und ruhige Augenblicke gestatteten es mir, eine photographische Aufnahme von den Häußern an der Walfishbai zu machen, an den Flaggen auf dem Bilde ist gut zu erkennen, dass, da sie leicht beweglich, sich im Winde für eine Aufnahme nicht ruhig verhielten, welches durch die Festigkeit der Häuser besser geschehen konnte. Vom Meer aus ist die Aufnahme gemacht. Das hohe Haus rechts auf dem Bilde welches quersteht, ist vor einigen Jahren von Amerikanern erbaut, und gehört gegenwärtig einer Schwedischen Handelsgesellschaft. Die anderen links mit der Front nach dem Meere gerichtet, gehören unser Gesellschaft. Es ist von Br[uder] Hahn errichtet. Das in der Mitte gehörte früher dem verstorbenen Andersson, jetzt aber uns. Oft passiert es, daß eine Menge Wagen dort stehen, zwischen 20-40, welche bereit stehen, nur Güter von dort nach dem Innern zu fahren.“

Gegen 1887 erlaubten dann die Erfindung des Trockengelatineverfahrens sowie verbesserte Drucktechniken (Rasterklischeeverfahren) und die damit verbundenen Kosteneinsparungen den häufigeren Einsatz von Fotos, die allmählich die früheren Stiche ganz verdrängten.

## 2. Bildmaterial

Das heutige Historische Bildarchiv geht zeitlich von 1945 bis nachweislich in die frühen 1870er Jahre zurück. Es ist dies jedoch nur zu Teilen der Bestand des früheren Bildarchivs, das im Zweiten Weltkrieg schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der vorhandene Bildbestand umfaßt ca.18.500 Positive und rd. 1.800 Glasnegative.

Zunächst zu nennen ist die Sammlung der Drucke und Stiche (ca. 180 Stück). Die Portraitsammlung enthält Abbildungen (fast) aller ausgereisten Missionare und Missionsmitarbeiter sowie ihrer Familien. Schließlich liegen Fotografien von Tagungen und Konferenzen vor (ca. 1.800. Stück insgesamt). Der größte und von der Forschung mehr und mehr beachtete Teil der Sammlung ist eine wichtige Quelle sowohl für die Missions- als auch die Kirchengeschichte in Afrika (Südafrika, Namibia, Ruanda, Tansania), Indonesien (Sumatra, Nias, Mentawai, Enggano, Pulau Tello, Kalimantan), Papua-Neuguinea und China einschließlich Hongkong. Gleichzeitig ist sie eine einmalige ethnologische Quelle für die lokalen Kulturen der Völker.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> In der Sammlung befinden sich u.a. eine größere Anzahl von Standfotos aus den ab 1926 anlässlich des 100jährigen Jubiläums der Rheinischen Missionsgesellschaft gedrehten Filmen über die Missionsarbeit in Sumatra, Mentawai und Nias. Diese Filme wurden neben anderen historischen Filmen dem Bundesarchiv zur Aufbewahrung übergeben.

Für Vorträge in den Heimatgemeinden und in Schulen entstanden ab ca. 1890/1900 verschiedene Dia- oder Filmstosserien zu einzelnen Themenbereichen oder bestimmten Missionsgebieten. Es sind noch ca. 240 Glasdiapositive - wenn auch meist nicht mehr als komplette Serien - sowie etliche Filmstosstreifen einschließlich der zugehörigen Manuskripte der Originalvorträge oder entsprechende Begleithefte vorhanden. Darüber hinaus existiert eine größere Sammlung von Glasplattennegativen (ca. 1.800 Stück), die keinen Rückschluß auf eine systematische Erwerbung ermöglicht.

Im übrigen gibt es einen größeren Restbestand, der vor allem aus Geschenken und Nachlässen von Missionaren, Missionsschwestern und deren Familien besteht, darunter sehr viele Alben, Einzelfotos, Postkarten und Zeichnungen.

Der Zeitraum nach 1945 ist im aktuellen Bildarchiv der Öffentlichkeitsabteilung der Vereinten Evangelischen Mission erfaßt. Der Umfang dieser Sammlung beträgt ca. 150.000 Fotos und Dias vom Negativ (Farb- und Schwarzweißaufnahmen), rd. 71.000 davon sind durch eine Kartei erschlossen. Seit 1982 werden nur noch Kleinbilddias angefertigt; ca. 25.000 wurden nach bestimmten Kriterien für eine dauernde Aufbewahrung ausgewählt und mittels einer Datenbank erschlossen.

Seit Ende der 1980er Jahre war bekannt, daß die Schäden an Fotografien und Glasnegativen durch den schnellen Verfall der fotografischen Schichten so zugenommen hatten, daß zur Sicherung der Bestände und ebenso der Bildinformationen dringender Handlungsbedarf bestand.

### 3. Planung des Projekts

Im Jahre 1993 belegten mehrere voneinander unabhängige Gutachten - darunter vom Archiv der Basler Mission und von der Archivberatungsstelle Rheinland - die dringende Notwendigkeit der Sicherung und Erhaltung der historischen Bildbestände. Die Gutachten wiesen auf die unzureichende Unterbringung sowie den schlechten Zustand des gesamten Bildmaterials (Stockflecken, Aussilberungen, Ablösen der Bildschicht usw.) hin, ferner auf die in der Regel äußerst mangelhafte inhaltliche Erschließung, gekennzeichnet durch lediglich grobe regionale und thematische Kriterien.

Im gleichen Jahr gelang es in einem ersten Schritt, das Bildarchiv in klimatisch günstigeren Räumlichkeiten innerhalb des Verwaltungsgebäudes der VEM unterzubringen; auch wurde der direkte Zugang zum Bildarchiv für die externe Benutzung verhindert. Es entstand ein separater Arbeitsplatz für die zuständige

Mitarbeiterin; gleichzeitig wurde erstmals eine Benutzungsordnung für das Bildarchiv erlassen.

In den sich anschließenden Diskussionen innerhalb des Hauses kristallisierten sich schließlich folgende Anforderungen an eine sachgemäße Konservierung heraus:

- ◆ Konservatorische Sicherung des historischen Bildbestandes,
- ◆ Sicherungsverfilmung des gesamten Bestandes,
- ◆ Trennung in ein ruhendes und ein Arbeitsarchiv/Benutzerarchiv,
- ◆ Möglichkeit schneller Schwarzweiß-Positivkopien,
- ◆ Erstellung von Foto-CD-Datenträgern,
- ◆ wissenschaftliche Erschließung der Bildersammlung,
- ◆ auszugsweise Übergabe, z.B. von Foto-CD-Kopien, an die Partnerkirchen oder Nationalarchive,
- ◆ detaillierte und schnelle Bildrecherche,
- ◆ direkter Zugriff auf Bild- und Erschließungsdaten mittels EDV,
- ◆ hochwertige Reproduktionsmöglichkeiten.

Ziel sollte es dabei sein, künftig zu verhindern, daß ein wichtiger und noch sichtbarer Bestandteil des kulturellen Erbes der Mission und ihrer Partnerkirchen unwiderruflich verlorengehe. Auch war man sich der Tatsache bewußt, daß die Zahl derjenigen Angehörigen der Mission, die heute noch in der Lage sind, mit ihrem Wissen als Zeit- und Geschichtszeugen für die wissenschaftliche Bearbeitung der Bestände zur Verfügung zu stehen, immer geringer wird.

Die Firma „gegenlicht - Büro für historische Fotografie“ in Tübingen erarbeitete aufgrund der genannten Vorgaben - basierend auf ihrer Erfahrung aus der Mitarbeit bei der Sicherung des Bildarchivs der Basler Mission - ein Konzept, das drei unterschiedliche Lösungsvorschläge mit dem Ziel der konservatorischen Bestandssicherung des Gesamtbestandes umfaßte. Die vorgelegten Lösungsvorschläge mit den Gesamtkosten von DM 85.000 bis DM 500.000 unterschieden sich hauptsächlich in der Intensität der wissenschaftlichen Erschließung der Bildinhalte, die von der Bearbeitung eines kleinen Teilbestandes als Pilotprojekt bis hin zur Bearbeitung des Gesamtbestandes als mehrjährigem Forschungsprojekt reichten.

Im Herbst 1994 endlich stellte die Missionsleitung nach längeren Überlegungen für das Sicherungs- und Erschließungsprojekt „Historisches Bildarchiv“ DM 120.000 zur Verfügung. Vom ursprünglichen Plan, über Drittmittel wissenschaftliches Personal zu finanzieren, sah die Vereinte Evangelische Mission zunächst ab. Das Projekt sollte möglichst mit dem hauseigenem Personal der

Fotostelle und des Archivs bewältigt werden. Versuche, über Stiftungen weitere Mittel für das Projekt einzuwerben, hatten keinen Erfolg.

#### 4. Durchführung des Projekts

In Zusammenarbeit mit der Firma „Farbdia- und Mikrofilm-Technik, Herrmann & Kraemer“ in Garmisch-Partenkirchen - auch sie konnte auf Erfahrungen bei der Sicherung des Bildarchivs der Basler Mission zurückgreifen - wurde von Februar 1995 bis Sommer 1996 sukzessive das gesamte historische Bildarchiv verfilmt. Für die Vorbereitung der Sicherungsverfilmung wurde ein Erfassungsbogen entwickelt (Abb. 2). Alben, Ordner und Einzelbilder wurden dabei nach Beständen (Asien, Afrika, Heimat) getrennt auf einem hochauflösenden Farbpositivfilm (35 mm Ilfochrome-Micrographicfilm) reproduziert.<sup>4</sup> Dazu mußte zunächst der Inhalt der einzelnen Ordner und Alben kontrolliert und neu durchnummeriert werden. Die Einzelbilder wurden entsprechend sortiert und an den jeweiligen Bestand angehängt. Größere Mengen von Einzelbildern eines einzigen Nachlaßgebers wurden dabei wie ein Album behandelt.

Eine generelle Vorsortierung nach Bildgrößen - wie in Basel praktiziert - war von der Arbeitsvorbereitung seitens der Vereinten Evangelischen Mission nicht möglich, auch konnten die vorhandenen Alben und Aktenordner nicht aufgelöst werden, da in der Regel beide Seiten benutzt worden waren. Bei der Aufnahme wurden daher die unterschiedlichen Bildformate in Größenklassen mit zugeordneten Verkleinerungsfaktoren eingeteilt. Die Einstellung wurde in der Weise vorgenommen, daß die Bildbegrenzung immer sichtbar blieb. Für Zwischenformate erfolgte aus Kostengründen keine individuelle Abdeckung der Restfläche. Die Reihenfolge der Aufnahmen bei mehreren Fotoabzügen pro Seite wurde durch die Numerierung festgelegt. Gleichzeitig wurde in jede Aufnahme neben dem Informationsfeld eine Codenummer einbelichtet, wodurch die Suchzeiten erheblich reduziert werden können.

Bei der Verfilmung der Alben wurde auf Vorschlag der Firma Herrmann & Kraemer in vielen Fällen der Einband gelöst, um die einzelnen Seiten plan aufnehmen zu können, gegenüber der ursprünglich vorgesehenen Verfilmung mittels einer Buchwippe, die eine jeweils individuelle Kameraeinstellungen pro Bild erforderlich gemacht hätte. Die dadurch erzielte Kostenersparnis war trotz der Kosten für das erneute Binden der Alben aufgrund der großen Menge der zu verfilmenden Fotos beträchtlich.

<sup>4</sup> Die Trennung wurde nach folgenden Kriterien vorgenommen: etwa 3.500 Bilder in Alben, 12.500 Bilder in Ordnern und 4.300 Einzelbilder.

## Alben und Nachlässe, Bestand Afrika vor 1945/Stand 09.11.95

Album-Nr.	von Nr. bis Nr.	Land/Bereich	Nachlaß	Bemerkungen	Anzahl
5052	001 bis 293	Tansania (?)	Dr. phil. Hildegard Neumann, Erich-Kästner-Str. 7, München 40 (Stempel auf Rückseite der Fotos)	Album von ca. 1938, ab -078 bis -278 incl. Albenseiten einzeln (evt. anderes Album?, Zeit ca. 1928).	293
5053	001 bis 082	Afrika	?	Album, keine näheren Angaben zu Album vorhanden, evt. Nachlaß aus Schwesternheim erhalten	82
5054	001 bis 042	SW-Afrika	Okolowitz	Album, erhalten von Schwesternheim	42
5055	001 bis 068	SW-Afrika und Heimat	Okolowitz	Album, ab Juni 1926, 068 bis 088 sind Einzelbilder, erhalten von Schwesternheim	68
5056	001 bis 092	SW-Afrika	Okolowitz	Album, ca. 1930, erhalten von Schwesternheim, 085 bis 092 sind Einzelbilder	92
5057	001 bis 050	Tansania	?	Album, Fotos teilweise verblieben/Platzbefall	50
5058	001 bis 125	SW-Afrika	Schwesternheim	Album, Zusammenstellung verschiedener Fotos durch Schwestern, grüner Deckel, A3 Querformat, größter Teil der Fotos ab ca. 1955, daher nur geringen Teil für Sicherungsverfilmung nummeriert	125
5059	001 bis 010	SW-Afrika	Schwesternheim	Album, erhalten aus Schwesternheim, nur Teil zur Sicherungsverfilmung nummeriert	10
5060	001 bis 081	Afrika, SW-Afrika	Okolowitz	Einzelbilder	81
5061	001 bis 007	Afrika	Nachlaß aus Mappo Hosbach	Einzelbilder, von AV erhalten 1995	7
5062	001 bis 007	Afrika	Lucie Olpp	Einzelbilder	7
5063	001 bis 006	Afrika	Pardey-Nachlaß	Einzelbilder, (bis 1945)	6
5064	001 bis 002	Afrika/Bumbuli	Nachlaß evt. Gustav Schelp	Einzelbilder, Vermerk „Gustav Schelp, 1928-40 in Bumbuli Tischlermeister, zwei Einzelfotos auf der Tischlerei Bumbuli, 1930“	2

Abb. 2: Beispiel eines Erfassungsbogens für die Vorbereitung der Sicherungsverfilmung.

Die Glasplattennegative wurden auf dem gleichen Filmmaterial reproduziert, hier jedoch auf DIN-A6-Makrofiche, schwarzweiß. Man entschied sich für diese Lösung, da Glasplattennegative in Schalen entwickelt wurden und erfahrungsgemäß wegen der sehr unterschiedlichen Entwicklungsbedingungen gravierende Kontrastunterschiede aufweisen können. Bei der Verfilmung auf Schwarzweißmaterial ist es möglich, daß neben der Belichtungskorrektur auch ein individueller Gradationsausgleich durchgeführt werden kann. Die Negative im Format 9x12 cm oder kleiner wurden im Maßstab 1:1 auf DIN A6 verfilmt, alle größeren Originalformate bis maximal 18x24 cm wurden auf DIN A6 verkleinert.

Die Verfilmung der Glasplattenpositive erfolgte ebenfalls auf Ilfochrome-Micrographicfilm, jedoch als Positivkopie im Verhältnis 1:1. Glasplattennegative wie Glasplattenpositive wurden vor der Versendung von Hand vorgereinigt und einzeln in Pergamintüten verpackt, die laufend durchnummeriert wurden. Ausschlaggebend für die Wahl des Ilfochrome-Micrographicfilms als Sicherungsfilm waren die hervorragende Wiedergabe feinsten Farb- und Grautonwerte und seine ausgezeichnete Schärfe und Feinkörnigkeit.<sup>5</sup> Die Firma Ilford garantiert eine Haltbarkeit je nach Lagerung zwischen 100 bis 300 Jahren.

Von diesem Sicherungsfilm (Master) wird eine Negativkopie (Ilford Pan F Schwarzweiß-Negativfilm) als Arbeitsfilm gezogen, von dem dann die Vereinte Evangelische Mission sukzessive in Eigenarbeit Schwarzweiß-Papierabzüge für das Arbeitsarchiv herstellen wird.<sup>6</sup> Der Rollfilm wird zu diesem Zweck zerschnitten und wie ein Kleinbilddiafilm aufbewahrt; dadurch ist auch jederzeit die Herstellung von Abzügen für die Benutzung möglich. Beim Ilford Pan F Schwarzweiß-Negativfilm handelt es sich um einen in der normalen Schwarzweiß-Fotografie verwendeten Halbtonfilm mit geringer Empfindlichkeit und hoher Auflösung. Der Film soll eine Haltbarkeit von ca. 50 Jahren haben.

Darüber hinaus wird von diesem Sicherungsfilm (Master) eine Fachfirma (V-Dia Kopierwerk und Fachlaboratorien in Heidelberg, heute: MDP GmbH, Heidelberg) die elektronische Bildsicherung auf Kodak-Foto-CD vornehmen, im Vorgriff auf die technischen Möglichkeiten des sofortigen Benutzungszugriffs.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Die Gesamtkosten betragen einschl. der Kurierkosten für den Transport ca. DM 47.500. Eine Filmrolle umfaßt bis zu 720 Aufnahmen.

<sup>6</sup> Die Kosten für diese Maßnahme belaufen sich auf ca. DM 11.000.

<sup>7</sup> Die Kodak-Foto-CD hat inzwischen ihren Platz in internationalen ISO-Vereinbarungen gefunden, ferner garantiert Kodak eine Haltbarkeit bei normalen Lagerungs- und Betriebsbedingungen von mindestens 100 Jahren. Technische Einzelheiten zur Kodak-Foto-CD am Beispiel des Projekts der Vereinten Evangelischen Mission: Die Foto-CD hat eine Speicherkapazität von 600 MB. Die Vollabspeicherung eines Bildes benötigt ca. 18 MB. Hiervon können Vergrößerungen bzw. Druckvorlagen bis DIN A 4 erstellt werden. Jedes Bild ist in vier verschiedenen Auflösungen abgespeichert: 1. Auflösung: Index-Auflösung, 2. Auflösung: Basisbild (Fernsehnorm, PAL-Norm), 3. Auflösung: HDTV-Norm (künftige Fernsehnorm), 4. Auflösung: Vollauflösung. Die Kapazität der Foto-CD umfaßt damit 50 Fotos.

Im Profiscan-Verfahren kostet jeder Transfer ca. DM 1,50. Zusätzlich ist der Eintrag einer frei definierten Bezeichnung (z.B. Archivnummer) in die Copyright-datei einschließlich separater Korrekturlesung und Abgleich mit dem Original vereinbart worden. Dies erleichtert und verbilligt den späteren Aufbau einer Bilddatenbank um ein Vielfaches, ebenso wie den Transfer einzelner Bilder auf eine weitere Kodak-Foto-CD (z.B. für Veröffentlichungen). Dieses Projekt wurde inzwischen begonnen, die Gesamtkosten werden ca. DM 35.000 betragen.

Bei der Entscheidung für dieses Verfahren spielten mehrere Faktoren eine Rolle:

1. die Möglichkeit der Rückführung der Bildbestände an die Partnerkirchen,
2. die kostengünstige Möglichkeit der Bildbearbeitung am Bildschirm zur Behebung von häufigen Bildschäden,
3. die kostengünstige Erstellung von Druckvorlagen für Publikationen und Ausstellungen.

Nach Abschluß der Verfilmung erfolgt als weiterer Schritt die fachgerechte Magazinierung der Originalfotos als „Ruhendes Archiv“. Hierfür ist in der Hauptsache Silversafe-Papier für die Fotos und Spezialkartonage für die Glasplatten vorgesehen. Die Aktenordner werden aufgelöst, das Bildmaterial wird liegend in Archivkartons gelagert, ebenso die Alben. Für die Aufbewahrung der Einzelbilder wird noch nach einer zufriedenstellenden Lösung gesucht. Die Materialkosten werden ca. DM 6.500 bis DM 7.000 betragen. Die Archivberatungsstelle Rheinland hat die hierfür notwendigen Aufwendungen 1995 und 1996 bezuschußt. Die Gesamtkosten für die technische Sicherung des historischen Bildarchivs werden somit ca. DM 95.000 umfassen.

Die offizielle Schätzwert des Historischen Bildarchivs wird mit DM 436.000 angegeben. Bei der Wertermittlung wurden durchschnittlich DM 20 pro Bild angesetzt, unabhängig vom jeweiligen Erhaltungszustand oder der Größe. Inzwischen ist der nach Projektbeginn neu hinzugekommene Bildbestand so groß, daß über eine Anschlußsicherungsverfilmung nachgedacht werden muß, um auch diese Bestände vor dem Verfall zu bewahren.

## **5. Geplanter Aufbau einer Bilddatenbank**

In welcher Weise die inhaltliche Bilddokumentation und die Eingabe aller Bildinformationen mittels EDV langfristig erfolgen soll, ist momentan noch ungeklärt. Um praktische Erfahrungen hinsichtlich der Arbeitsansätze im Hinblick auf Zeitaufwand für Recherche und Eingabe bzw. Testen des EDV-

Programmes zu gewinnen, wurde bereits ein kleiner Bestand (Papua-Neuguinea mit 285 Fotos und Glasplatten) verzeichnet. Da die Bilder zumeist nur unzureichend oder gar nicht beschriftet sind, müßte dringend ein Zeitzeugenprojekt mit den in Ruhestand lebenden Missionsangehörigen durchgeführt werden, um so viele Informationen wie möglich zu sichern und in die Bilderschließung einfließen zu lassen.

Als Datenprogramm hat sich die VEM für Microsoft Access entschieden. Da Archiv (mit Archivbibliothek), Historisches Bildarchiv und Museum nunmehr in einer Stiftung zusammengefaßt sind, wird im Augenblick an der Programmierung von Masken für die einzelnen Abteilungen gearbeitet, um die Verknüpfung der einzelnen Datenbanken sicherzustellen. Mögliche Kategorien zur Verknüpfung der einzelnen Datenpools sind u.a. Personen, Ethnien, geographische oder sachbezogene Schlagwörter. Für das Historische Bildarchiv sind vor allem folgende Erschließungskriterien entscheidend:

- geographisch-ethnographische Zuordnung,
- ungefähre Datierung,
- Fotograf,
- sachthematische Beschreibung des Bildes,
- Namen der abgebildeten Personen.

Die Daten sollen, soweit möglich, durch fototechnische und archivische Informationen ergänzt werden.

Bei aller Freude über die bisher geleistete Arbeit am „Historischen Bildarchiv“ der VEM bleibt festzustellen, daß alle geschilderten Maßnahmen lediglich einen Anfang darstellen. Auch das aktuelle Bildarchiv ab 1945 muß Jahr für Jahr in das „Historische Bildarchiv“ überführt und in gleicher Weise gesichert und bearbeitet werden. Und das erfordert auch weiterhin einen erheblichen personellen und finanziellen Einsatz.<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Inzwischen wurde mit der wissenschaftlichen Dokumentation der Bilder begonnen. Bisher wurden ca. 4.600 Fotografien mit den zur Zeit bekannten Angaben mittels EDV erfaßt. Für den bereits erwähnten Bestand Papua-Neuguinea wurde zusätzlich damit begonnen, alle in Frage kommenden Veröffentlichungen der Rheinischen Missionsgesellschaft systematisch nach weiteren Angaben auszuwerten.

**Wohin mit dem Papier?  
Neue Magazinräume für das  
Zentralarchiv der Evangelischen Kirche der Pfalz  
im Verwaltungsneubau des Landeskirchenrats in Speyer<sup>1</sup>**

Christine Lauer

### 1. Vorbemerkung

Als das Zentralarchiv der Evangelischen Kirche der Pfalz im Jahre 1989 die neuen Magazin- und Verwaltungsräume im ehemaligen Magazinbau des Landesarchivs, Domplatz 6, in Speyer bezog, war die Freude groß. Die neuen Räumlichkeiten boten nicht nur den Archivmitarbeiterinnen und -mitarbeitern eine große Arbeitserleichterung, sondern kamen auch der sachgerechten Aufbewahrung des Archivgutes, das bis dahin in den bis zum letzten Winkel ausgefüllten Magazinräumen im Gebäude in der Großen Himmelsgasse verstaubt gewesen war, zugute (Abb. 1). Außerdem wurden die Arbeitsbedingungen für die Benutzerinnen und Benutzer durch die Ausstattung des Lesesaals mit neuem Mobiliar und weiteren Mikrofilm- bzw. -fichelesegeräten sowie einem Readerprinter erheblich verbessert.

Nicht einen Augenblick dachte man damals an die Einrichtung von Außenmagazinen, schien doch die Raumkapazität für ca. 3,5 km Archivgut mehr als ausreichend. Und schließlich hatten die Magazine über Jahrzehnte die Bestände immerhin eines Landesarchivs beherbergt! 1995 jedoch war es dann soweit, der Platz reichte hinten und vorn nicht mehr. Bereits auf erste Notsignale reagierte die Verwaltung erfreulicherweise positiv und stellte im Kellergeschoß eines damals zu beziehenden Verwaltungsgebäudes im Innenstadtbereich vier Magazinräume zur Verfügung. Die Einheit war in sich abgeschlossen, so daß alle archivischen Anforderungen erfüllt waren, zumal drei Räume mit Rollregalen ausgestattet wurden. Die Raumnot war zunächst gebannt.

Seit Herbst 1998 besitzt das Zentralarchiv nunmehr ein zweites, viel größeres Außenmagazin. Dieses entstand im Verwaltungsneubau der Landeskirche in

---

<sup>1</sup> Der Beitrag erschien in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 65/1998, 177-181, und wurde nunmehr aktualisiert und um einige Angaben erweitert.

der Roßmarktstraße und befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum ersten Außenmagazin.

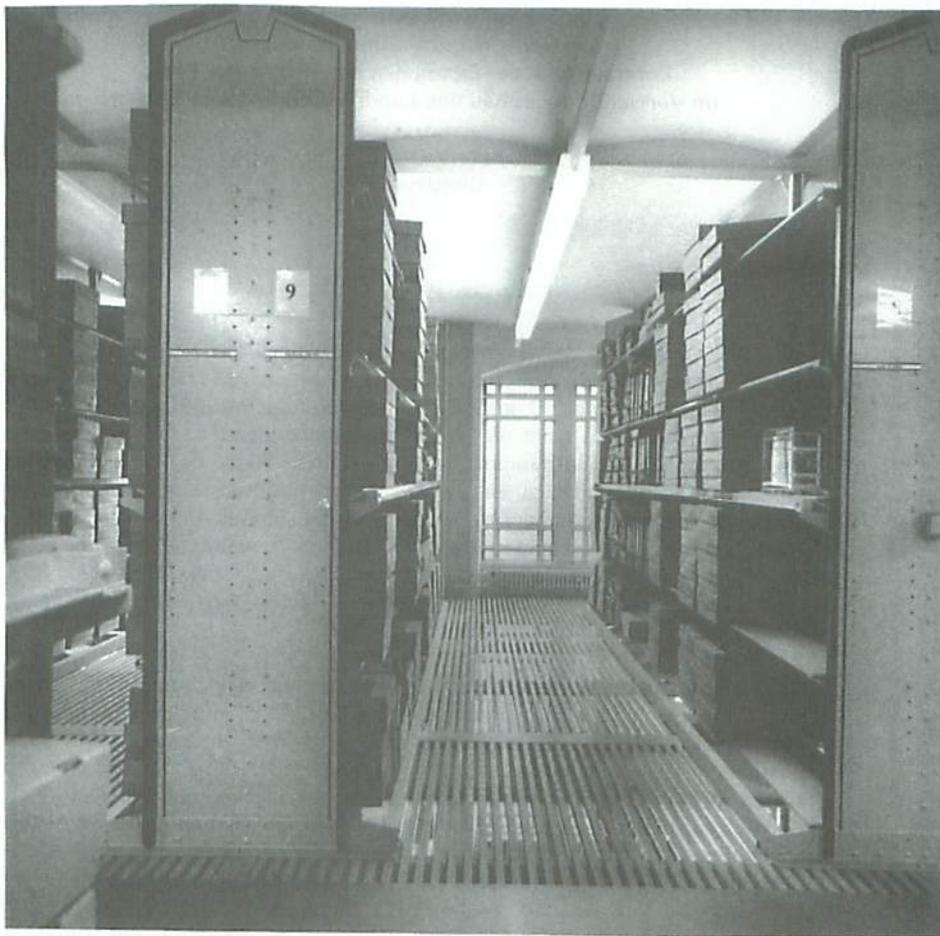


Abb. 1: Ein Blick in das Altmagazin, Domplatz 6, das bis 1988 das Magazin des Landesarchivs beherbergt hatte. Der Archivzweckbau nach dem sog. Straßburger Modell wurde 1902 errichtet. Das Gebäude steht unter Denkmalschutz. Die Regale und die breiten Bedienungsgänge stammen noch aus der Entstehungszeit.

## 2. Gründe für den erheblichen Magazinbedarf

Angesichts dieser Raumbedarfsentwicklung stellt sich natürlich die Frage, warum die Magazinkapazitäten im Hauptgebäude, Domplatz 6, in einer relativ kurzen Zeit, das heißt in einem Zeitraum von weniger als zehn Jahren, bereits erschöpft waren. Die Gründe dafür gehen letztlich schon in die Zeit vor dem Archivumzug 1989 zurück. Sie sind aber auch in der verstärkten Inanspruchnahme des landeskirchlichen Archivs als Zentralarchiv zu finden:

- ◆ Seit Mitte der 1980er Jahre entstand ein Übernahmestau von Schriftgut durch die beengte Magazinsituation im Gebäude in der Großen Himmelsgasse: Während der Zeit des Umzugs, der sich fast über zwei Jahre erstreckte, konnte überhaupt kein Schriftgut mehr übernommen werden. Entsprechend häuften sich die Abgaben nach dem Umzug.
- ◆ Das Zentralarchiv übernimmt seit einigen Jahren verstärkt Schriftgut der in den 1970er Jahren eingerichteten Verwaltungsämter. Die Registraturen und Altregistraturen dieser Verwaltungsämter bestehen hauptsächlich aus umfangreichem Rechnungsschriftgut der jeweiligen Pfarrämter, Dekanate und dem anderer kirchlicher Einrichtungen. Der Umfang der übernommenen Altregistraturen beträgt mitunter um die 30 Regalmeter. Bis zur Verzeichnung, die möglichst zeitnah erfolgt und den Umfang erheblich reduziert, wird daher erheblicher Raum benötigt
- ◆ Bei anstehenden Umzügen von landeskirchlichen Einrichtungen und Werken wird in der Regel die Hilfe des Zentralarchivs in Anspruch genommen, nicht mehr benötigtes Schriftgut nach Speyer zu übernehmen und dort nach Bewertung, Ordnung und Verzeichnung auf Dauer aufzubewahren. In diesem Zusammenhang erfolgten umfangreiche Abgaben der Erwachsenenbildung, des Männerwerks und des Landesjugendpfarramtes (1993) sowie des Diakonischen Werks (1994).
- ◆ Durch regelmäßige Fortbildungsmaßnahmen des Zentralarchivs im Bereich „Schriftgutverwaltung im Pfarramt“ (Vikarskurs, Pfarramt für Fort- und Weiterbildung, Evangelische Erwachsenenbildung) kommen häufiger Anfragen zu Archivpflegen aus Pfarrämtern und Dekanaten als früher. Pro Kalenderjahr nimmt das Zentralarchiv ca. 30 Archivpflegetermine wahr. Die Anzahl der Akzessionen in einem Kalenderjahr beträgt durchschnittlich 35.
- ◆ Nachdem eine Projektgruppe von Zentralarchiv und Diakonischem Werk im Zuge einer Regionalauswahl die Übernahme von Schriftgut aus 20 Beratungsstellen auf den Weg gebracht hat, ist auch hier bereits kurzfristig mit der Abgabe erheblichen Materials zu rechnen.

- ◆ Dem Zentralarchiv liegen Anfragen protestantischer Einrichtungen zur Übernahme von Archivgut vor, für die es zwar nicht direkt zuständig ist. Im Interesse einer möglichst umfangreichen Dokumentation kirchlichen Handelns besteht aber ein starkes Interesse an der Übernahme des Schriftgutes der Evangelischen Heimstiftung (Trägereinrichtung zahlreicher Heime der Inneren Mission) oder etwa des Evangelischen Krankenhauses Zweibrücken.
- ◆ Es ist davon auszugehen, daß im Zusammenhang mit dem der Maisynode 1999 vorgelegten Archivgesetz das Bewußtsein für die Überlieferungsbildung und mithin die Bereitschaft zur Deponierung von Schriftgut im Zentralarchiv weiter wachsen.
- ◆ Auch wenn sich der Umfang des übernommenen Schriftguts nach Bewertung und Kassation oft erheblich reduziert, so muß doch erst einmal Platz für die gesamte Papiermenge vorhanden sein. Eine zeitnahe Bewertung und abschließende Ordnung und Verzeichnung sind wie in anderen Archiven auch aufgrund der angespannten Personallage in der Regel nur in wenigen Fällen möglich.

### 3. Planung und Anforderungsprofil

Als bereits 1994 abzusehen war, daß die Magazinkapazitäten des Zentralarchivs fast erschöpft waren, wurde ein Raumbedarfsplan für die kommenden zwanzig Jahre erstellt, der nach längeren Verhandlungen mit in die Bauplanung des landeskirchlichen Verwaltungsneubaus in der Roßmarktstraße einbezogen werden konnte. Dabei wurden die ebenfalls vom Zentralarchiv vorgegebenen technischen Daten durch den Architekten und die Bauleitung berücksichtigt:

- ◆ Magazinkapazität: Die zusätzliche Lagerkapazität sollte ca. 3000 lfd. Meter betragen, die Magazinräume mit platzsparenden Rollregalanlagen ausgestattet werden.
- ◆ Raumklima: Papier kann bei einer Raumtemperatur von 15°C +/- 3°C und einer relativen Luftfeuchte von 55% +/- 5% optimal aufbewahrt werden. Da diese Klimawerte, vor allem die relative Luftfeuchte, durch natürliche Klimatisierung im 2. Untergeschoß des Neubaus nicht eingehalten werden konnten, mußte eine künstliche Klimatisierung, das heißt eine Klimaanlage, installiert werden.

- ◆ Versorgungsleitungen: Wegen der Gefahr möglicher Wasserschäden dürfen keine Versorgungsleitungen (Heizung, Wasser, Abwasser) durch die Magazinräume verlegt werden.
- ◆ Sicherung: Die Magazinräume müssen gegen Einbruch und Diebstahl gesichert sein. Sie dürfen nicht im Öffentlichkeitsbereich liegen.
- ◆ Brandschutz: Die Installation einer Brandmeldeanlage ist vorzusehen. Alle Türen im Magazinbereich müssen DIN 18082 (Stahltüren) entsprechen.
- ◆ Die Installation einer Reinen Werkbank sollte vorgesehen werden.

Kolleginnen und Kollegen, die Erfahrungen mit Neubau- oder anderen Magazinplanungen haben, werden sicher noch weitere Punkte hinzufügen können. Hier sollten nur die wichtigsten genannt werden. Oft erwies sich bei dem Gespräch mit dem Architekten und der Bauleitung, daß Kenntnisse betreffend die Bedürfnisse eines Archivs bzw. eines Archivmagazins nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden können. Letztlich konnte aber das Anforderungsprofil des neuen Außenmagazins realisiert werden.

#### 4. Funktion und Ausstattung der Räume

Die Magazinräume befinden sich im 2. Untergeschoß des Verwaltungsneubaus. Ein direkter Zugang von der Tiefgarage über eine Schleuse ermöglicht die ebenerdige Anlieferung des Schriftgutes. Insgesamt bieten die Magazinräume Lagerplatz für ca. 2500 Regalmeter Schriftgut. Die Einrichtung eines Filmmagazins reduzierte die ursprüngliche Vorgabe der Aufbewahrungskapazität von ca. 3000 Regalmetern. Eine Raumreserve für die Aufstellung von Planschränken und Jukeboxes (im Zuge der Übernahme digitaler Speichermedien) ist vorhanden.

- Magazinräume (insgesamt ca. 410 m<sup>2</sup>)

Die eigentlichen Magazinräume sind mit platzsparenden, fahrbaren Regalanlagen aus einbrennlackiertem Stahl ausgestattet. Die Verkleidungen an Bedienungs- und Wandseite bestehen aus gelochtem Stahlblech, um eine bessere Belüftung zu gewährleisten. Die Rollregalanlagen entsprechen somit dem aktuellen Archivstandard. Ein Teil der Regaleinheiten, in denen Archivgut gelagert werden soll, das aus Gründen des Persönlichkeits- und Datenschutzes für die Benutzung gesperrt ist, kann verschlossen werden. Der kleinste der drei Magazinräume soll als Raum für „Rara“ dienen, das heißt für besonders wertvolles Archivgut.

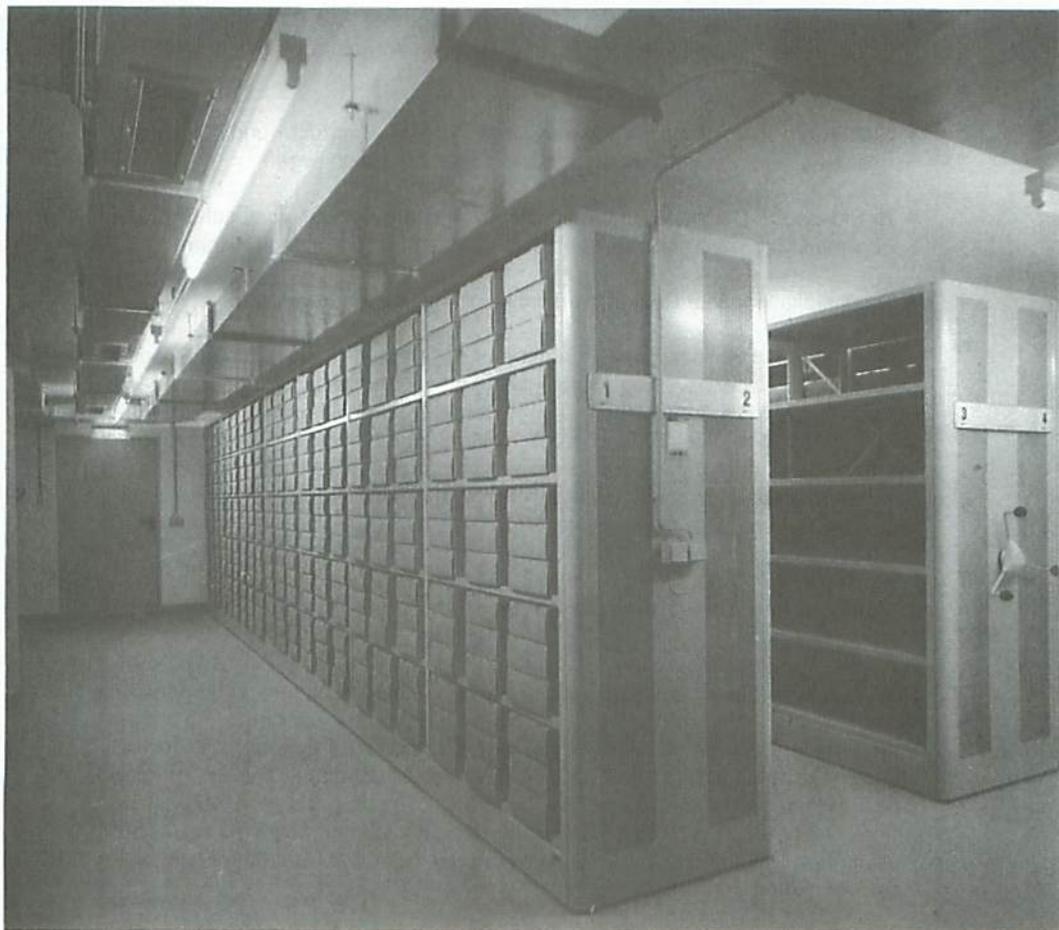


Abb. 2: Ein Magazinraum im zweiten Untergeschoß des Verwaltungsneubaus.

- Filmmagazin (ca. 20 m<sup>2</sup>)

Große Schwankungen im Bereich der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit beeinträchtigen die Haltbarkeit und somit die Lebensdauer der hochempfindlichen Trägermaterialien von Filmen und Fotografien. Durch die Klimatisierung des Filmmagazins ist die optimale Lagerung dieser besonderen Art von Archivgut gesichert. Die Sicherungsfilme der bereits verfilmten Kirchenbücher können

hier, getrennt von den Originalen und den Arbeitsfilmen, aufbewahrt werden und im Ernstfall, das heißt bei möglichem Verlust der Kirchenbücher, als Ersatz dienen.

Die Glaspositive aus dem Bestand der Deutschen Ostasienmission, die die Missionare zu Beginn dieses Jahrhunderts anfertigten, sollen nach der im Sommer 1999 erfolgenden Sicherungsverfilmung ebenfalls hier gelagert werden, ohne schädlichen Umwelt- und klimatischen Einflüssen ausgesetzt zu sein.

- Sondermagazin (ca. 15 m<sup>2</sup>)

Das etwa 15 m<sup>2</sup> große Sondermagazin soll als Zwischenlager für stark verschmutztes und schimmelpilzbefallenes Schriftgut dienen, das bis zur Säuberung bzw. Restaurierung dort aufbewahrt wird, um eine Verbreitung der Schimmelpilzsporen auf das bereits im Endmagazin lagernde Archivgut zu verhindern. Deshalb besteht auch kein direkter Zugang zum Endmagazin, sondern nur ein Zugang in die gegenüberliegende Werkstatt, die durch eine Schleuse betreten werden kann.

- Werkstatt (ca. 10 m<sup>2</sup>)

In der Werkstatt wird eine Sicherheitswerkbank (Reine Werkbank) installiert. Auf der Tischplatte dieser Werkbank können die Akten aus dem Sondermagazin abgebürstet oder mit Hilfe von Radierkissen von Schmutz und Staub befreit werden. Dies geschieht allerdings zum Schutz der daran Arbeitenden hinter einer Glasscheibe. Gesundheitsschädliche Feinstäube und Schimmelpilzsporen werden abgesaugt und gefiltert und können so nicht in die Atemwege der Archivmitarbeiterinnen und -mitarbeiter gelangen. Mögliche allergische Reaktionen und andere Erkrankungen werden damit ausgeschlossen. Das so gereinigte Schriftgut kann nun durch eine zweite Schleuse direkt in eines der Endmagazine verbracht werden.

Sowohl Sondermagazin als auch Werkstatt müssen natürlich von den anderen Magazinräumen getrennt klimatisiert werden, da ein gemeinsamer Kreislauf Staub und Pilzsporen gleichmäßig in alle anderen Räume und somit auf das Archivgut verteilen würde...

- Sanitärräume  
mit Dusche, Umkleidegelegenheit, Waschbecken und Toilette (ca. 13 m<sup>2</sup>)

Bei der Einrichtung dieses Bereichs wurde an die Archivmitarbeiterinnen und -mitarbeiter gedacht, die nicht selten, obwohl durch Arbeitskittel geschützt, verschmutzt und staubig von den Archivpflegeterminen zurückkommen oder im

Sondermagazin mit schimmelpilzbefallenem Archivgut gearbeitet haben. Sie können nun von der Möglichkeit Gebrauch machen, sich den Schmutz und Staub von Haut und Haaren zu waschen.

- **Bürraum**

Der Bürraum liegt im Verwaltungsbereich im Erdgeschoß. Das Büro soll hauptsächlich dazu genutzt werden, um Recherchearbeiten oder kleinere Verzeichnungsarbeiten durchzuführen, aber auch um Benutzerinnen und Benutzer, die Bestände aus dem Außenmagazin benötigen, vor Ort zu betreuen.

- **Benutzerplätze im Lesesaal der Theologischen Bibliothek**

Je mehr Bestände in die neuen Magazinräume verbracht werden, um so häufiger werden auch Benutzerinnen und Benutzer direkt im Gebäude in der Roßmarktstraße betreut werden müssen. Bisher werden Archivalien, die im Außenmagazin lagern, bei Bedarf im Lesesaal des eigentlichen Archivgebäudes am Domplatz 6 vorgelegt und nach Abschluß der Forschungsarbeiten wieder im Außenmagazin reponiert. Dem Schriftgut, das während des Transports klimatischen Schwankungen und mechanischen Beschädigungen ausgesetzt wird, ist dies natürlich nicht zuträglich. Mittelfristig wird die oben dargestellte Lösung einer Betreuung vor Ort realisiert werden müssen.

Praktisch ist außerdem, daß der Lesesaal und die Magazinräume der Theologischen Bibliothek und der Medienzentrale mit einem Lastenaufzug verbunden sind, der auch vom Zentralarchiv benutzt werden kann.

## **5. Ausblick**

Wann diese neuen Außenmagazinräume durch unvorhergesehene größere Schriftgutabgaben gefüllt sein werden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Ob die Papiermenge durch den zunehmenden Einsatz der EDV im Laufe der nächsten Jahrzehnte abnehmen wird, ist ebenfalls nicht eindeutig vorhersehbar. Es bleibt jedoch zu hoffen, daß die jetzt noch freien Regalflächen im nächsten Jahrzehnt, besser noch in den nächsten zwanzig Jahren genügend Raum bieten, um das entstehende Schriftgut aus den vielen Arbeitsbereichen der Pfälzischen Landeskirche aufnehmen zu können.

## Die Archive der Kirchenbehörden des Reichslandes Elsaß-Lothringen (1870-1918)<sup>1</sup>

Daniel Peter

### 1. Bevölkerungsstruktur und Konfessionsverteilung

Die drei von Preußen annektierten départements Bas-Rhin, Haut-Rhin und Moselle, die 1871 in das Reichsland Elsaß-Lothringen eingegliedert wurden, wiesen eine konfessionelle Besonderheit auf, wie man sie nur in Ostfrankreich vorfindet. Neben einer katholischen Mehrheit (76,5 % im Jahre 1910) bestanden eine starke protestantische Minorität (21,8 %), eine kleine jüdische Gemeinde (1,7 %), andere Christen (0,21 %) und andere Religionen (0,02 %).

Die Ergebnisse der Volkszählung von 1910 gibt folgende Tabelle wieder.

	Katholiken	Protestanten	Juden	and. Christen	and. Religion	Gesamtbev.
Niederelsaß	424 931	243 858	16 182	1 436	285	686 695
Oberelsaß	429 142	73 033	8 361	1 391	147	512 079
Lothringen	533 389	74 176	7 165	1 004	54	615 790
Reichsland	1 387 462	391 067	31 708	3 831	486	1 814 564

Die Zahlen zeigen ganz deutlich, daß das Niederelsaß eine kosmopolitischere Religionslandschaft bildete als die beiden anderen Gebiete des Reichslandes. Diese Situation hat natürlich einen historischen Grund, da das Oberelsaß vorderösterreichisch war und Lothringen zum größten Teil zum gleichnamigen Herzogtum gehörte. In beiden Gebieten hatte sich die Reformation nicht durchsetzen können. Die niederelsässischen Herrscher, ob sie zum Protestantismus übergetreten waren oder nicht, schienen meist toleranter als ihre Nachbarn. Deswegen war die jüdische Gemeinde im Niederelsaß viel stärker als im Rest

<sup>1</sup> Vortrag in der Fachgruppe 3 beim Deutschen Archivtag 1998 in Münster.

des Reichslandes und zählte mehr als die Hälfte der gesamten jüdischen Bevölkerung.

Von 1871 bis 1910 wuchs die protestantische Bevölkerung des Reichslandes von 271.251 auf 408.274 Personen, das heißt von 17,5% auf 21,8% der Gesamtbevölkerung. Dies lag vor allem an der neuen politischen Lage im Elsaß. Durch die Annexion an das Deutsche Reich gab es eine hohe Mobilität in der Bevölkerung. Insbesondere Militärangehörige und Beamte wurden aus anderen Teilen des Reiches hierher versetzt. 1910 bildeten diese beiden sozialen Gruppen - Militär und Beamtenschaft - praktisch 11% der Protestanten (=44.687 Gemeindeglieder).

Die Jahre 1870/1871 markieren den Höhepunkt der Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestanten im Elsaß. Konfessionelle Streitigkeiten waren an sich nichts Neues, aber sie hatten sich seit der Revolution von 1848 zugespitzt. Damals wurden die Wahlbezirke, in denen die Protestanten die Mehrheit bildeten, als „rot“ bezeichnet. Die Gründung des Kaiserreiches durch Napoleon III. hat diesen Streit verschärft, da der katholische Bevölkerungsteil immer wieder politisch begünstigt wurde. Diese Tendenz zeigte sich vor allem bei den Ernennungen der Bürgermeister in den gemischtkonfessionellen Gemeinden oder auch in dem stark protestantischen Straßburg: Ein katholischer Kandidat besaß fast automatisch die Gunst der Machthaber.

Zu Beginn der Annexionszeit erweiterte sich die Kluft zwischen beiden konfessionellen Lagern. Die Protestanten auf dem Lande scheinen sich schneller in die neue Situation eingefunden zu haben, denn die Auswanderungsquote aus den protestantischen Dörfern nach Frankreich ist recht gering. Sie beträgt mit 16% weniger als die der Katholiken, umfaßt aber immerhin 20.000 bis 22.000 Personen, vor allem aus den bürgerlichen und intellektuellen Schichten, das heißt ca. 9 % der protestantischen Gesamtbevölkerung im Elsaß.

Vorschnell kommt es zu einer Klischeebildung des französischen Katholiken und des deutschen Protestanten, wobei die Rolle des wirtschaftlichen Faktors außer acht gelassen wird. Gewiß versuchten die neuen Machthaber, die Unterstützung der Protestanten zu gewinnen. Dies gelang ihnen aber nur zum Teil. Die Wahlen von 1874 zeigen die Spaltung zwischen den städtischen Protestanten, die sich gegen die Annexion wenden, und den ländlichen Protestanten. Nach und nach kommt es indessen zur Annahme der neuen politischen Lage, die durch die religiöse und sprachliche Solidarität mit dem deutschen Luthertum begünstigt wird. Diese Akzeptanz verstärkt sich seit 1890 unter dem Einfluß mehrerer protestantischer Politiker und im Zuge der Verbreitung sozialdemokratischer Ideen des sächsischen Pfarrers Friedrich Naumann. Dies ist vor allem in den unteren Bevölkerungsschichten, denen oft ein spürbarer sozialer Aufstieg gelang, zu beobachten.

Dennoch kommt es nicht zu einer Symbiose zwischen den Elsässern und den eingewanderten deutschen Protestanten, da diese wenig religiösen Eifer zeigen. Auf dem Lande dagegen bleiben die Protestanten ziemlich deutschfreundlich, zumindest bis 1914, aber das verdanken die Machthaber den an der Universität Straßburg ausgebildeten Pfarrern.

Die Annahme der neuen politischen Situation durch die Katholiken erfolgt erst später, vor allem bedingt durch die ablehnende Haltung der Geistlichen, die Deutschland nur als Land Luthers sehen. Die Situation ändert sich praktisch erst ab 1902 wegen der neuen französischen antiklerikalen Gesetze und wegen der Schulpolitik in Frankreich.

Die jüdische Bevölkerung hat die Annexion sehr schlecht angenommen. Viele Familienväter verkauften ihr Hab und Gut und wanderten nach Frankreich aus. Im Jahre 1871 machten die Juden 2,64% der gesamten elsässischen Bevölkerung aus. Fast dreißig Jahre später betrug ihr Anteil nur noch 1,75%, obwohl sich zwischenzeitlich viele deutsche Juden im Elsaß niedergelassen hatten. Ab 1890 setzte eine neue jüdische Auswanderungswelle ein: Die Jungen gingen nach Amerika, während die Alten zurückblieben und die Gemeinschaft zusammenschumpfte.

Man muß aber bemerken, daß die profranzösische Haltung während der ganzen Reichslandszeit immer stark blieb, vor allem bei den Frauen aus den wohlhabenden Schichten, bei der katholischen Geistlichkeit und bei dem protestantischen liberalen Bürgertum, das zugleich die wirtschaftliche und finanzielle Macht besaß. Diese Haltung zeigt sich vor allem hinsichtlich der Sprache. In den höheren Schichten sprach man im Kreise der Familie französisch. Auch mehrere Zeitungen und Zeitschriften, darunter die Revue d'Alsace, erschienen in französischer Sprache.

Der Gründung des Reichlandes folgte eine administrative Umwandlung der geistlichen Bereiche und der kirchlichen Behörden. Die beiden Bistümer Metz und Straßburg verloren einen Teil ihrer Pfarreien, die französisch blieben. Mit dem protestantischen Konsistorium geschah dasselbe. Die jüdische Gemeinschaft bemühte sich darum, eine gemeinschaftliche Oberbehörde für ganz Elsaß-Lothringen zu bilden.

## 2. Überlieferungssituation

Die Überlieferung der Kirchenbehörden oder, besser gesagt, die Quellen zur Kirchengeschichte des Reichlandes Elsaß-Lothringen befinden sich in vier Serien oder Nebenserien. Außer den Pfarreiarchiven der départements Haut-

Rhin und Moselle werden die Archivalien in den Archives départementales du Bas-Rhin, Straßburg, aufbewahrt. Die Aktenüberlieferung setzt bisweilen vor der Annexion von 1871 ein, manche Akten wurden nach dem 11. November 1918 noch einige Jahre weitergeführt.

## 2.1 Die Serie AL (=Alsace-Lorraine)

Den bedeutendsten Umfang der Archive der Kirchenbehörden der Reichslandszeit weist die Serie AL (Alsace-Lorraine/Elsaß-Lothringen) auf. Diese Archivalien umfassen 1027 laufende Meter und betreffen die drei départements Bas-Rhin, Haut-Rhin und Moselle. Die Archivmenge aus 48 Jahren preußisch geprägter Verwaltung ist erheblich. Es bestehen sechs Bestände bzw. Teilbestände:

- der Bestand des Statthalters
- Innere Abteilung (87 AL und 69 AL)
- Justiz und Kultus (15 Ablieferungen, 1.460 Akten, 107,4 Meter)
- Finanzen
- Industrie, Landwirtschaft und öffentliche Bauten
- Oberschulrat und Universität

Unterlagen der Kirchenbehörden befinden sich in allen sechs Beständen, hauptsächlich aber in den Beständen Innere Abteilung und Justiz und Kultus. Die Überlieferungssituation stellt sich im einzelnen wie folgt dar:

### ◆ Innere Abteilung

- Religiöse Vereine (Gründungen, Untersuchungen, Broschüren, Briefwechsel), 1871-1917: 87 AL 47, 478, 527, 1028, 1144, 3105, 3199, 3272, 3279, 3257, 3589, 4242 und 4700;
- Enthebung von Militärverpflichtungen von Protestanten und Sektenmitgliedern, 1883-1919: 87 AL 1057;
- Protestantische und katholische Feldseelsorger, 1871-1874: 87 AL 1858;

- Generalia und katholischer Gottesdienst, Kirchen- und Pfarrhäuserbau, 1881-1917: 87 AL 2435, 2507, 3114 und 3150;
- Priester in Straßburg, 1871: 87 AL 756;
- Verkauf der Orgel der Congrégation de Marie-Réparatrice, Straßburg, 1871: 87 AL 755;
- Protestantischer Kultus, Geländekauf der Pfarrei St. Aurelia, 1871: 87 AL 754;
- Krematorien (in Deutschland und in Elsaß-Lothringen), 1893-1916: 87 AL 3127;
- Verein Bethesda für Krankenpflege im Elsaß und in der Schweiz, 1892-1914: 87 AL 76;
- Friedhöfe: Verteilung der Plätze unter den verschiedenen Konfessionen, Begräbniskontrollen, Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, 1872-1918: 87 AL 2563, 2575, 3022, 3141-3142 und 5728.

◆ **Justiz und Kultus**  
**Alle Konfessionen**

- Gehälter und Unterstützungen Geistlicher, 1879-1913: 27 AL 556 und 30 AL 146;
- Geistliche und Beamte, 1880-1911: 27 AL 527 und 536;
- Offizielle Erlaubnis von Eröffnungen von Kultusstätten, 1879-1914: 27 AL 554;
- Pfarreiründungen; Kostenstreitigkeiten, 1879-1916: 27 AL 551;
- Simultaneum, 1879-1891: 27 AL 553;
- Geistliche Bereiche, 1881-1917: 27 AL 567;
- Heiraten, 1882: 27 AL 532;
- Historische Denkmäler: Kirchen und Kapellen; Kirchenbauten, 1882-1903: 27 AL 575-576;

- Finanzen, Kirchenämter, offizielle Sprache, 1880-1917: 27 AL 533, 561, 563, 566, 573-574 und 578;
- Militärgarnisonen, 1893-1899: 27 AL 582;
- Beteiligung der Schüler an den Gottesdiensten, 1880-1895: 27 AL 590.

#### ◆ Katholischer Gottesdienst

- Generalia, Gottesdienst in den verschiedenen ehemaligen départements, 1879-1910: 27 AL 517 und 520, 537-539;
- Kirchliche Behörde, Kirchenrecht, Bistümerverwaltung, 1880-1916: 27 AL 523-524, 529, 534, 550, 565 und 584;
- Gründungsprojekt eines Bistums für Oberelsaß, Ernennungen der Bischöfe von Straßburg und Metz, 1888-1901: 30 AL 145;
- Geistliche und Personal, 1883-1915: 27 AL 525, 546 und 558;
- Seminare, 1879-1916: 27 AL 622, 645 und 712;
- Orden und Kongregationen, 1880-1918: 27 AL 522, 564 und 569;
- Aufnahme von aus Frankreich vertriebenen Orden nach der Trennung zwischen Kirche und Staat, 1903-1908: 71 AL 134;
- Kirchen- und Pfarrhäuserbau, 1881-1914: 27 AL 526, 552, 586 und 586;
- Öffentliche Gebete und bischöfliche Briefe (Fastenbriefe), 1880-1911: 27 AL 530 und 562;
- Wallfahrten und Wallfahrtsorte, 1890: 27 AL 577;
- Dom zu Metz (Domverein, Bau, Möbel, Singschule), 1879-1914: 27 AL 557, 570 und 661;
- Kirchhof von Fameck, 1904-1905: 27 AL 587.

#### ◆ Protestantischer Gottesdienst

- Generalia, Gottesdienst in den verschiedenen ehemaligen départements, 1879-1918: 27 AL 518 und 540-542;
- Geistliche, kirchliche Behörde, 1872-1917: 27 AL 521, 528, 531, 547, 549, 559, 572, 580-581;
- Konsistorium Elsaß-Lothringen, Beratungen, Entschlüsse, 1879-1918: 27 AL 568;
- Begräbnis der Pfarrer in ihrer Pfarrei, 1894-1916: 27 AL 535 und 579;
- Verwaltung des Stifts St. Thomas, Straßburg, 1897-1909: 27 AL 585;
- Kommission der deutschen evangelischen Kirche, 1902-1908: 27 AL 588;
- Freie protestantische Gemeinden, 1883-1885: 27 AL 571.

#### ◆ Jüdischer Kultus

- Gottesdienst in den verschiedenen ehemaligen départements, 1890-1913: 27 AL 543-545;
- Rabbiner, 1879-1916: 27 AL 548 und 560;
- Gründung eines Konsistoriums für Elsaß-Lothringen (Projekt): 27 AL 555.

### 2.2 Die Serie 121 AL (Commissariat de la République)

Diese Serie enthält die Akten der Behörde, die Elsaß-Lothringen in der Übergangszeit verwaltete. Die Situation ist für französische Verhältnisse einmalig, da Kirche und Staat hier seit 1903 getrennt sind. Es gibt nur eine Signatur, die Allgemeines über die Neuordnung der Kirchenbehörde und der Gottesdienste in den drei départements enthält, 1919-1925: 121 AL 841.

### 2.3 Die Nebenserie 2 G

Die Archive der Pfarreien in Alsace-Moselle müssen an die Archives départementales abgeliefert werden. In den Archiven der anderen départements werden sie als Deposita aufgenommen.

### 2.4 Die Nebenserie 1 V

Es handelt sich um die Ablieferung der Archivalien des Bistums Straßburg, die den Zeitraum von der Revolution bis zum Ende der Amtsführung von Bischof Raess 1887 umfassen. Manche Vorgänge laufen noch bis 1920 weiter, meist handelt es sich dabei um Streitigkeiten oder Bausachen. Diese Nebenserie zählt ca. 400 Archivalieneinheiten und umfaßt rund 30 laufende Meter.

## 3. Schlußbemerkung

Dies sind die Archivbestände der Kirchenbehörden des ehemaligen Reichslandes Elsaß-Lothringen im Überblick. Wie schon gesagt, ist die archivistische Situation eine ganz besondere, zunächst einmal wegen der ansonsten in Frankreich seit 1903 vollzogenen Trennung von Kirche und Staat, die eben in den drei départements Bas-Rhin, Haut-Rhin und Moselle nicht gilt, sodann wegen der Unterbrechungen der vorschriftlichen Serien (normalerweise Serie V) und Nebenserien (2 G, 1 V und 2 V).

Die letztgenannte Besonderheit gilt aber für alle Archivalien der Reichslandsperiode und hat bedeutende Konsequenzen für die aktuelle Arbeit der Archivarinnen und Archivare, vor allem dann, wenn sie zufällig Akten aus dieser Zeit in einem Keller oder auf einem Dachboden vorfinden. Stets stellt sich in dieser Situation die Frage der korrekten Zuordnung: Sollen die Unterlagen der Serie AL oder der zeitgeschichtlichen und fortlaufenden Serie W beigefügt werden?

## Übersicht über die Quellenlage zum Thema Französische Kirchenpolitik in Deutschland (1945 - 1949)<sup>1</sup>

Hans Ammerich

### 1. Vorbemerkung

Die französische Besatzungszone in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg war ein von der Forschung lange Zeit fast völlig unbeackertes Feld. Nach den Gründen fragend, wurde man auf zweierlei verwiesen. Neben der Ansicht, daß die kleinste der vier Besatzungszonen gegenüber den anderen als vernachlässigbare Größe betrachtet werden könne, da die Weichenstellungen im Nachkriegsdeutschland eben sehr viel stärker von Amerikanern, Briten und Sowjets bestimmt worden seien, lag das Kernproblem für eine Erforschung der französischen Besatzungspolitik in der schlechten Quellenbasis. Durch den schwierigen Materialzugang wurde das mangelnde Interesse verstärkt. Während die amerikanischen und britischen Akten seit Jahren bearbeitet werden konnten, blieben die französischen Archive verschlossen. Ein weiteres Hindernis für die Forschung kam hinzu: Auch die deutschen Quellen zur französischen Besatzungszeit waren nur mühsam zugänglich, da sie aufgrund der Dezentralisierungspolitik, welche die Besatzungsmacht in ihrer Zone verfolgt hatte, in zahlreichen größeren und kleineren südwestdeutschen Archiven verstreut lagerten.

### 2. Forschungslage

Nur wenige Arbeiten erschienen bis zum Beginn der 1980er Jahre zur französischen Besatzungspolitik. Seit Mitte der 1980er Jahre, verbunden mit der allmählichen Öffnung der französischen Archive, begann sich in der Forschung die Einschätzung der französischen Deutschland- und Besatzungspolitik zu wandeln. Es erschien eine beachtliche Zahl an Publikationen,

<sup>1</sup> Vortrag in der Fachgruppe 3 beim Deutschen Archivtag 1998 in Münster. Er basiert im wesentlichen auf den Publikationen von Christophe Baginski (vgl. die Literaturhinweise am Ende dieses Beitrages). Sandrine Einhorn-Heiser, der Leiterin des „Centre des Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche“ in Colmar, sei für ihre Auskünfte sehr herzlich gedankt. Zu den Beständen des Archivs vgl. neuerdings: Andreas Wilkens, Archivführer Paris 19. und 20. Jahrhundert (Instrumenta 2). Sigmaringen 1997.

die sich erstmals in größerem Umfange auf französische Quellen stützen sowie Detailfragen der französischen Besatzungspolitik behandeln konnten. Seit im Juli 1986 im elsässischen Colmar das französische Besatzungsarchiv für die Forschung zugänglich gemacht wurde, kann man ein sprunghaft angestiegenes historisches Interesse an dem französisch besetzten Teil Deutschlands registrieren. Dabei wurde die Kirchenpolitik Frankreichs in seiner ehemaligen Besatzungszone in den Jahren von 1945 bis 1949 bis jetzt von der französischen wie von der deutschen Forschung eher vernachlässigt, weil die Beziehungen der französischen Besatzungsmacht zu den deutschen Kirchen zunächst zweitrangig erschienen.

Christophe Baginski legte 1996 an der Universität Lille III unter der Leitung von Professor Dr. Jérôme Vaillant (Universität Valenciennes) eine Dissertation mit dem Thema „La politique religieuse de la France dans sa zone d'occupation en Allemagne de 1945 à 1949“ vor. Das Ziel dieser Studie ist es, die Kirchenpolitik Frankreichs in seiner Besatzungszone von 1945 bis zur Gründung der Bundesrepublik 1949 darzulegen.

Baginski stellt dar, wie die Repräsentanten Frankreichs sich von 1945 bis zur Gründung der Bundesrepublik in ihrer Besatzungszone gegenüber den Religionsgemeinschaften verhalten haben. Die als Sieger agierende französische Besatzungsmacht brachte kein fertiges Konzept mit, sondern reagierte auf vorgefundene Verhältnisse, paßte ihre Vorstellungen an und entwickelte Schritt um Schritt eine eigene Kirchenpolitik gegenüber den katholischen Diözesen Freiburg, Mainz, Rottenburg, Speyer, Trier und Limburg, deren Territorium ganz oder teilweise betroffen war, sowie gegenüber den evangelischen Landeskirchen Baden, Hessen-Nassau, Pfalz, Rheinland und Württemberg. Baginski geht zunächst auf die Situation beim Einmarsch der französischen Truppen ein und auf deren erste Maßnahmen, die bei allen entstehenden Differenzen von großem Wohlwollen gegenüber den Kirchen getragen waren, nicht zuletzt, weil die entscheidenden Persönlichkeiten (Oberbefehlshaber Pierre Koenig [1898-1970] war aktiver Katholik) den Kirchen wohlgesonnen waren.

Durch Eingriffe in kirchliches Leben kamen jedoch Mißstimmungen auf; es wurden Konfliktfelder geschaffen. Als solche kristallisierten sich die Bemühungen der Besatzungsmacht heraus, die katholische Kirche im Saarland von den Bistümern Speyer und Trier, evangelischerseits von der rheinischen und pfälzischen Kirche loszulösen. Der Einsatz für die Kriegsgefangenen von seiten der Bischöfe, sofern er über die religiöse Betreuung im Sinne der Besatzungsmacht hinausging, mißfiel einerseits der Besatzungsmacht, zeigte aber andererseits, mit welcher Hartnäckigkeit die Forderung nach Entlassung und Heimkehr auf deutscher Seite gestellt wurde. Die Lösung der Schulfrage (Simultan- oder Konfessionsschule) mit entsprechender Lehrerausbildung bildet einen Schwerpunkt der Veröffentlichung, desgleichen die Problematik der Entnazifizierung, in die

sich die Kirchen einmischten. Die sofortige Eröffnung der Theologischen Fakultäten in Freiburg und Tübingen war für die Kirchen ein wichtiges Anliegen, wobei die damit verbundene Frage der Entnazifizierung des Lehrkörpers auf evangelischer Seite zu einem Problem wurde.

Bei der Wiederbesetzung der Bischofsstühle von Limburg (1947), Freiburg (1948) und Rottenburg (1949) ergab sich das Problem um die Gültigkeit des Reichskonkordates sowie des Badischen Konkordates. Es wurde von der Besatzungsmacht nicht nur als kontinuierlicher Vertrag angenommen; vielmehr war sie auch bestrebt, darin festgelegte Rechte wahrzunehmen, die andererseits die neu entstandenen deutschen Länder für sich reklamierten. Stellungnahmen des Heiligen Stuhles und von Msgr. Aloisius Muench, seit 1946 päpstlicher Vertreter bei der amerikanischen Besatzungsmacht in Deutschland, ein Amt, das die französische Besatzungsmacht zunächst als für nicht zuständig erklärte, halfen die kirchlichen Rechtspositionen durchzusetzen.

### 3. Quellenlage

Für das Forschungsanliegen Baginskis bildeten die in Colmar deponierten Archivalien der Militärregierung die Hauptquellen. Sie wurden ergänzt durch die Bestände des Außenministeriums in Paris sowie die in Nantes liegenden Akten des Hohen Kommissariats für das Saarland. Im Archiv der Französischen Armee konnten leider, wegen der Ablehnung der beantragten Sondergenehmigungen, kaum aufschlußreiche Akten eingesehen werden. Unter den französischen Kirchenarchivalien kamen der Nachlaß des damaligen Armeebischofs und späteren Bischofs von Orléans, Robert Picard de la Vacquerie, sowie die Bestände der Militärseelsorge, die sich teils in Paris, teils in Baden-Baden befinden, in Betracht. Ergänzend wurden schließlich die Akten im Archiv der französischen Jesuiten sowie aus dem Privatnachlaß von Jacques Maritain, dem Botschafter Frankreichs im Vatikan von 1945 bis 1948, herangezogen.

Auch das Archivmaterial der deutschen Kirchen wurde eingesehen. Nur auf diese Weise konnten die französischen Beeinflussungsversuche oder Eingriffe sowie deren Interpretation in den deutschen kirchlichen Reihen dargestellt werden. Die katholischen Kirchenarchive in Köln, Freiburg im Breisgau, Limburg, Mainz, Rottenburg, Speyer und Trier, die Archive der evangelischen Kirchen in Berlin, Darmstadt, Düsseldorf, Karlsruhe, Saarbrücken, Speyer und Stuttgart sowie die Bestände der einzelnen karitativen Organisationen bestätigen nicht nur die französischen Quellen, sondern sind eine unschätzbare Ergänzung. Der in Deutschland nur mit Auflagen mögliche Zugang zu gesperrten personenbezogenen Akten ermöglichte die Einsichtnahme in Entnazifizierungsakten und so eine ausführliche Darstellung des Säuberungspro-

zesses, vor allem in Baden und in der Pfalz. Die Auswertung der Archivalien auf der höheren Verwaltungsebene wurde durch die Einsichtnahme in lokale Akten ergänzt, soweit dies möglich war. So wurden Pfarrarchive in Baden-Baden, Montabaur und Pirmasens (St. Anton) sowie die Archive der evangelischen Dekanate in Tübingen und Worms besucht.

Die Archivalien der Universitäten in Freiburg im Breisgau, Mainz und Tübingen sind quasi die einzigen Quellen für die Wiedereröffnung bzw. die Gründung der theologischen Fakultäten. Aufgrund der fehlenden Aktenüberlieferung konnte die katholisch-theologische Fakultät Tübingen nicht behandelt werden. Bedingt durch die Quellenlage im Diözesanarchiv Mainz konnten beispielsweise über die Schulfrage in Hessen-Pfalz und über die Versorgung mit Meßwein nur Teilergebnisse geliefert werden. Obwohl die Archive der evangelischen Militärseelsorge, die unter der Leitung von Marcel Sturm stand, verschwunden sind, kann das Wirken Sturms aufgrund der deutschen Quellen im großen und ganzen dargestellt werden.

#### **4. Die französische Besatzungszone**

Bevor im folgenden die Geschichte und die Bestände des Colmarer Archivs beschrieben werden sollen, sind noch einige grundsätzliche Worte zum Umfang der französischen Besatzungszone und zum Aufbau der französischen Besatzungsverwaltung vorzuschicken.

Im Norden umfaßte die französische Besatzungszone neben dem Saargebiet die Pfalz sowie Teile der Rheinprovinz, Hessen-Nassaus und Hessens, woraus schließlich 1946 das Land Rheinland-Pfalz geschaffen wurde. Im Süden gehörten zu der Zone die Gebiete Südbaden, Südwürttemberg einschließlich der preußischen Enklave Hohenzollern und der Kreis Lindau. Hinzu kam mit den Regionen Vorarlberg und Tirol ein österreichischer Gebietsteil. Das Hauptquartier der französischen Militärregierung lag in Baden-Baden. Hier hatte der französische Oberbefehlshaber Pierre Koenig seinen Besatzungsstab und untergeordnete Abteilungen eingerichtet.

Neben dem militärischen Hauptquartier wirkte in Baden-Baden ein ziviler Verwaltungsapparat unter dem Generalverwalter Emile Laffon. Die beiden Verwaltungen mit ihren Fachabteilungen bestanden nebeneinander, was Anlaß für ständige Reibungen, Konflikte und Kompetenzgerangel gab, bis schließlich Ende 1947 eine Strukturreform durchgeführt wurde, in deren Folge die Behörde Laffons wegfiel.

Nach der Baden-Badener Spitze bildeten die Ländergouvernements mit ihren Fachabteilungen die nächsten Einheiten, gefolgt von den Bezirks- und Kreisgouvernements. Außerhalb der Besatzungszone befanden sich zwei weitere Einrichtungen: In Berlin war die französische Kontrollratsgruppe ansässig; und in Paris existierte das Kommissariat für deutsche und österreichische Angelegenheiten, welches für die Koordination der Besatzungspolitik zuständig war. Fast das gesamte Aktenmaterial dieser genannten Dienststellen lagert heute in Colmar.

##### **5. Centre des Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche, Colmar**

Die Geschichte des Archivs in Colmar setzt 1950 ein. Sie war begleitet von zahlreichen Hindernissen. Seit dem Herbst des Jahres 1950 suchten französische Stellen nach einem geeigneten Aufbewahrungsort für ihr Aktenmaterial aus der Besatzungszeit. Das Depot sollte möglichst nahe an der deutsch-französischen Grenze liegen, damit die Akten aus Baden-Baden, dem Sitz der Militärregierung, schnell und reibungslos überführt werden konnten. Recht bald wurde die Stadt Colmar, fünfzig Kilometer südlich von Straßburg, ins Auge gefaßt, denn hier war schon das nächstliegende französische Departementsarchiv angesiedelt. Auch waren hier die baulichen Gegebenheiten für die Lagerung einer großen Anzahl von Akten vorhanden. So kamen im Mai 1952 die Pariser und Colmarer Behörden überein, das Material in einem Gebäude der Cité Administrative zu lagern. Bereits Ende 1951 hatte man eine „Mission des Archives“ gebildet, welche für den Transfer der Akten zuständig war. Die ersten Kisten erreichten Colmar im Juli 1952.

Zwischen 1952 und 1956 wurden aus Baden-Baden rund 8.000 Kisten überführt, allerdings nicht ausschließlich nach Colmar, sondern auch in Archive nach Paris und Metz. Zwischenzeitlich jedoch begannen in Colmar verwaltungsinterne Querelen um die Raumfrage, das Depot mußte mehrmals ausgeräumt werden und in andere Gebäude umziehen, bis 1962 endgültig ein Platz in der Cité Administrative gefunden wurde. Der Aktentransfer ging untermessen weiter und zog sich bis 1972 hin; 1979 wurde dann auch das Material der französischen Hohen Kommission nach Colmar gebracht.

Für die Forschung indessen blieben die Türen des Depots einstweilen noch verschlossen. Im November 1982 teilte die französische Botschaft dem Auswärtigen Amt mit, daß ab 1985 die Aktenbestände der französischen Besatzungsarchive für die Forschung zugänglich gemacht werden würden, da mit diesem Jahr (1985) die Sperrfrist von 30 Jahren erloschen sei. Entscheidend blieb dabei für die Franzosen das Jahr 1955, in dem die Hohe Alliierte Kom-

mission aufgelöst worden war. Nach dem Ablauf der Sperrfrist konnten allerdings die Archivalien zunächst nicht direkt in Colmar, sondern nur in der Archivabteilung des Außenministeriums in Paris eingesehen werden.

Der Umweg über Paris war für Benutzer wie für Archivverwaltung gleichermaßen mit viel Aufwand und Unannehmlichkeiten verbunden. Denn die Archivalien mußten auf dem Postwege von Colmar - wo neben dem Archivlager nur ein kleines Verwaltungsbüro existierte - nach Paris geschickt werden. Das nahm teilweise über acht Tage in Anspruch und die Archivare plagte stets die Furcht, daß eben doch einmal Akten verloren gehen könnten. Da die Benutzersäle in Paris ohnehin schon an die Grenzen ihrer Aufnahmefähigkeit stießen, mußten die Forscher, die über die französische Besatzungszone arbeiteten, lange Wartezeiten in Kauf nehmen. Ein weiterer Nachteil kam hinzu. Im Pariser Archiv selbst konnten keine Kopien der Quellenstücke angefertigt werden, sondern nur Mikrofilme - das bedeutete hohe Kosten und einen weiteren Zeitaufwand.

Die Situation konnte also nicht gerade als sehr „forschungsfreundlich“ bezeichnet werden, weswegen man sich in Paris schließlich - auf Initiative einiger französischer Professoren hin - entschloß, vor Ort, beim Depot in Colmar, einen Benutzersaal einzurichten. Dort hielt man daraufhin in der Cité Administrative Ausschau nach einer Unterbringungsmöglichkeit für Arbeitsplätze und fand sie in einem alten Gebäude, das ehemals, im Deutschen Kaiserreich, eine Kaserne gewesen war. Nachdem man die Ausbaurbeiten abgeschlossen hatte, konnte im Juli 1986 der Benutzersaal mit vierzehn Arbeitsplätzen eingeweiht werden. Die „Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche“ stehen seit dieser Zeit allen historisch Interessierten offen.

## **6. Archivbestände in Colmar**

In Colmar liegen als umfangreichster Kernbestand alle Akten der französischen Besatzung in Deutschland, von der Spitze, dem Kabinett des Oberkommandierenden Generals Pierre Koenig, über die Landesgouverneure bis zur Kreiszebene. Nicht nur für die Besatzung, sondern auch für die Erforschung der deutschen Nachkriegspolitik sind diese Bestände von größter Bedeutung.

In Colmar liegen des weiteren die Akten des französischen Hochkommissariats in Deutschland von 1949 bis 1955, die teilweise aus der Besatzungszeit fortgeführt wurden. Hier sind wichtige Bestände zur Frühgeschichte der Bundesrepublik noch so gut wie gar nicht ausgewertet worden. In Colmar befinden sich weiterhin die Akten der französischen Kontrollratsgruppe 1945-1948 sowie

der französischen Militärregierung in Berlin, der französischen Beobachtermission in Bremen 1949-1955, des französischen Generalkonsulates in Frankfurt 1947-1976 sowie des französischen Hochkommissariats in Österreich. Aus der Pariser Zentrale wurden die Akten des „Commissariat général aux Affaires allemandes et autrichiennes“ nach Colmar verbracht, das im Außenministerium ab Ende 1945 die Besatzungspolitik der vielen in Paris beteiligten Ministerien und Ressorts koordinieren sollte. Es handelt sich vor allem um die Akten der Dokumentationsabteilung, geringe Bestände der Abteilung für Wirtschaft und Soziales sowie um einen noch kleineren Bestand der wichtigsten, der politischen Abteilung. Der Verbleib der restlichen Akten dieser großen, in ihrer Aktivität bislang kaum erforschten Koordinierungsstelle ist bislang nicht geklärt.

Schließlich haben die Westalliierten, entsprechend der Regelung für die gleichfalls Frankreich anvertrauten Akten der Rheinland-Kommission nach dem Ersten Weltkrieg, 1954/55 in Metz die umfangreichen Akten der Alliierten Hohen Kommission (1949-1955) deponiert: sie wurden 1979 gleichfalls nach Colmar überführt. Der Bestand gliedert sich in: Alliiertes Generalsekretariat; Kontrollgruppen für Stahl, Kohle sowie IG Farben; Zivilluftfahrtbüro; Alliierte Bankenkommision. Für ihre Benutzung ist das Einverständnis der Briten und Amerikaner erforderlich, und meines Wissens ist mit diesen Akten noch kaum gearbeitet worden. Gleiches gilt für die Akten des Alliierten Außenhandelsbüros JEIA (Joint Export Import Agency).

Die Akten sind zum größten Teil für die Forschung zugänglich. Ausnahmen bilden die Personalakten, für die eine Sperrfrist von hundert Jahren besteht. Ihr Großteil lagert zudem nicht in Colmar, sondern in Nantes. Die gleiche Sperrfrist gilt im übrigen auch für die Überlieferung der Justizbehörden, und darüber hinaus bleiben Teilbereiche der Wirtschaft verschlossen, insbesondere solche, die Reparationsleistungen betreffen. Schließlich fehlen die Akten der französischen Sicherheitspolizei, der Sûreté, die keine Bestände abgeliefert hatte und die daher als verschollen gelten müssen.

**Literaturhinweise**

Christophe Baginski, La politique religieuse de la France dans sa zone d'occupation en Allemagne de 1945 à 1949. Diss. Univ. Lille III. 1996, Ville-neuve d'Ascq 1997 (eine deutsche Übersetzung ist in Vorbereitung).

Ders., Aspekte der französischen Kirchenpolitik im Bistum Speyer nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 94/1996, 481-508.

Ders., Kirchenpräsident Hans Stempel und sein Verhältnis zur französischen Besatzungsmacht, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 96/1998, 289-310.

Ders., Sind die Franzosen Antichristen gewesen? In: Hans-Jürgen Wünschel, Rheinland-Pfalz. Beiträge zur Geschichte eines neuen Landes, Landau 1997, 207-221.

## Reisepredigerberichte über deutsche Wanderarbeiter in den Niederlanden im Archiv des Diakonischen Werkes der EKD Historische und quellenkundliche Aspekte<sup>1</sup>

Michael Häusler

### 1. Vorbemerkung

Als im vergangenen Jahr nach Vortragsthemen für unsere Fachgruppensitzung auf dem Deutschen Archivtag gesucht wurde, die sich in den Zusammenhang des Gesamthemas des Archivtags „Archive im zusammenwachsenden Europa“ einfügten, schlug ich vor, grenzübergreifende Projekte aus dem Bereich des kirchlichen Archivwesens vorzustellen. Dabei ging ich von einer doppelten Überlegung aus: Zum einen läßt sich anhand von solchen Projekten aufzeigen, daß in deutschen Kirchenarchiven wichtige Quellen für die Geschichte unserer Nachbarländer und internationaler Beziehungen verwahrt werden. Zum anderen kann an ihnen auch der Grad der Leistungsfähigkeit unserer Archive in dem speziellen internationalen Kontext überprüft werden. Als Beispiel stand mir die von einem deutsch-niederländischen Herausgeberkreis bearbeitete Edition von Quellen zu den sogenannten Hollandgängern vor Augen. Sie stützt sich zum überwiegenden Teil auf Quellen aus unserem Haus und steht demnächst vor ihrem Abschluß.<sup>2</sup>

Ich hätte mir denken können, daß ich wegen meines Vorschlags selbst zu einem Vortrag verpflichtet werden würde - dann wäre ich wahrscheinlich zurückhaltender gewesen. Denn eigentlich bin ich nicht der richtige Referent für dieses Thema. Der kompetentere Referent wäre mein von mir und vielen anderen in diesem Kreise hochgeschätzter Vorgänger Dr. Helmut Talazko. Er hat frühzeitig auf die Bedeutung dieser Quellen hingewiesen, sie eingehend

---

<sup>1</sup> Vortrag im Rahmen der Sitzung der Fachgruppe 3 des Vereins deutscher Archivare beim Deutschen Archivtag in Münster am 1. Oktober 1998. Der Vortragsstil wurde für den Druck beibehalten und das Manuskript lediglich um notwendige Quellennachweise ergänzt.

<sup>2</sup> Deutsche als Gastarbeiter. Evangelische Quellen zur saisonalen Arbeiterwanderung in die Niederlande im 19. Jahrhundert. Hg. u. bearb. v. Gerda F. van Asselt, Albin Gladen, Antje Kraus, Jan Lucassen, Peter L. Schram und Helmut Talazko. Voraussichtlicher Erscheinungstermin 1999.

ausgewertet und gehört dem Herausgeberkreis seit Beginn an. Was ich im folgenden vortrage, beruht in wesentlichen Teilen auf seinen Forschungen.<sup>3</sup>

## 2. „Hollandgänger“

### Herkunft, Arbeitsgebiete und wirtschaftliche Ursachen

In seinem Bericht von 1893, der die hier zu behandelnde Quellenendition abschließt, erläutert der ostfriesische Reiseprediger Friedrich Voget einleitend den Begriff „Hollandgänger“: „Unter Hollandgängern versteht man diejenigen Arbeiterscharen, die besonders aus Westfalen, Hannover, Lippe, Oldenburg alljährlich nach Holland wandern, um in den Torfmooren, Grasebenen, Ziegelbrennereien, auch in Glasfabriken oder in den Städten als Stukkaturarbeiter während der Frühlings- und Sommermonate zu arbeiten, und ihren Verdienst, von dem sie zum Teil den Winter hindurch leben, nach der Heimat zurückbringen.“<sup>4</sup>

Die Rede ist also von deutschen Saisonarbeitern in den Niederlanden. Sie waren nicht die einzigen deutschen Arbeiter in Holland. Daneben gab es auch noch eine mehrere Tausend Personen zählende ständige deutsche Diaspora, die vorwiegend in Rotterdam, Amsterdam und Den Haag ansässig war. In den großen Städten sammelten sich neben auswanderungswilligen Deutschen auf dem Weg nach Amerika vor allem Handwerker wie Bäcker und Konditoren sowie Arbeiter in Zuckerfabriken, Matrosen und Hausierer, aber auch mehr oder weniger wohlhabende Kaufleute. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gab es von deutscher kirchlicher Seite aus Bestrebungen, diese sozial heterogene Diaspora zu Gemeinden zusammenzufassen. Mit der Gründung der deutschen evangelischen Gemeinde in Rotterdam im Jahr 1862 gelang dies zuerst am Ort der größten deutschen Ansiedlung in den Niederlanden, später auch in Den Haag.

Die eigentlichen Hollandgänger sind jedoch die saisonal wandernden Arbeiter, die zum weitaus überwiegenden Teil auf dem Lande Beschäftigung fanden.

<sup>3</sup> Siehe v.a.: Helmut Talazko, Die kirchliche Betreuung der Deutschen Hollandgänger im 19. Jahrhundert, in: J. van den Berg/J. P. van Dooren (Hgg.), Pietismus und Reveil. Referate der internationalen Tagung: Der Pietismus in den Niederlanden und seine internationalen Beziehungen, Zeist 18.-22. Juni 1974, Leiden 1978, 324-342; jetzt auch in: Jochen-Christoph Kaiser (Hg.), Soziale Arbeit in historischer Perspektive. Zum geschichtlichen Ort der Diakonie in Deutschland (FS Helmut Talazko), Stuttgart u.a. 1998, 255-269.

<sup>4</sup> Archiv des Diakonischen Werkes der EKD (im folgenden: ADW), Bestand Central-Ausschuß für Innere Mission (CA), H 12, Bd. 9, fol. 61.

Das Phänomen selbst ist viel älter als die Quellen, um die es hier geht. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts beklagte sich der osnabrückische Bischof in einer Landtagsproposition über die große Zahl von Landarbeitern, die sich wegen besserer Verdienstmöglichkeiten Arbeit in Holland und Friesland suchten. Damit ist auch schon die wesentliche Ursache genannt, die für die Hollandgängerei wie für andere Formen der Arbeitsmigration galt: Es war das große wirtschaftliche Gefälle zwischen den Niederlanden, die insgesamt von einem starken Handel und leistungsfähigen Manufakturen profitierten, und den benachbarten, agrarisch geprägten Gebieten Nordwestdeutschlands.

Die Herkunftsgebiete der Wanderarbeiter evangelischer Konfession lassen sich genauer bestimmen: Sie stammten aus Westfalen - und hier vor allem aus dem Tecklenburger Land und Minden-Ravensberg - , aus Lippe, aus dem Großherzogtum Oldenburg und dem Hannoverschen, genauer aus der Grafschaft Bentheim, dem Osnabrücker Land und Ostfriesland. Die Zielgebiete lagen vorwiegend im Nordosten der Niederlande, also in den Provinzen Overijssel, Drenthe und Groningen, und daneben in Teilen Westfrieslands und der Provinzen Brabant und Noord-Holland. Die Auswahl der Zielgebiete war natürlich auf das engste verknüpft mit der Art der Tätigkeiten, für die die Hollandgänger ins Land kamen: In den die Zuiderzee umgebenden Marsch- und Moorlandschaften wurden vor allem Torfgräber zum Urbarmachen des Bodens sowie Grasmäher benötigt. Des weiteren kamen Ziegeleiarbeiter, die meisten von ihnen aus Lippe, und Stukkateure, die vorwiegend aus Oldenburg stammten und im Unterschied zu den anderen Hollandgängern in den Städten Beschäftigung fanden.

Die exakte Bestimmung der Zahl der jährlich in die Niederlande ziehenden Arbeiter ist nicht leicht. Nach Schätzungen einer frühen Studie von 1902 gab es Mitte des 18. Jahrhunderts etwa 27.000 und kurz vor dem Befreiungskriegen noch etwa 20.000 Hollandgänger beider Konfessionen aus dem westlichen Niedersachsen und Nordwestfalen.<sup>5</sup> Der Central-Ausschuß für Innere Mission nannte für die 1860er Jahre eine Zahl von 5.000 evangelischen Hollandgängern.<sup>6</sup>

---

<sup>5</sup> Johannes Tack, Die Hollandgänger in Hannover und Oldenburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterwanderung (Volkswirtschaftliche und wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen, H. 2), Leipzig 1902, 142f.

<sup>6</sup> L. Schauenburg, Die Arbeit unter den Hollandgängern, in: Monatsschrift für innere Mission 1886, 23-48, 81-88, hier 29.

### 3. Die kirchliche Betreuung der evangelischen Hollandgänger

Daß an dieser Stelle speziell die evangelischen Wanderarbeiter in den Niederlanden behandelt werden, obwohl es auch eine große Zahl katholischer Hollandgänger aus dem Münsterland und dem Emsland gab, beruht auf dem besonderen Gegenstand der hier vorzustellenden Quellen. Im Mittelpunkt der vor dem Abschluß stehenden Edition steht die kirchliche Betreuung der evangelischen Hollandgänger. Sie setzte erst Mitte des 19. Jahrhunderts ein, obwohl diese Form der Arbeitsmigration zu der Zeit schon seit etwa 250 Jahren bestand und ihren quantitativen Höhepunkt bereits überschritten hatte. Das ist ein deutlicher Beleg dafür, daß die sozialen und seelsorgerlichen Probleme der Hollandgängerei die längste Zeit über nicht im Blickfeld der Obrigkeit, auch nicht der kirchlichen Obrigkeit, gelegen hatten. Staatlicherseits waren bis dahin fast ausschließlich die volkswirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Folgen der Wanderungsbewegungen diskutiert worden.

Hintergrund des neuerwachten Interesses am persönlichen Schicksal der Hollandgänger war der Beginn der Inneren Mission, die in den von der Erweckungsbewegung geprägten Gebieten Westfalens auf fruchtbaren Boden fiel. Am 22. September 1998 jährte sich zum 150. Mal der Tag, an dem der Hamburger Theologe und Rettungshausvorsteher Johann Hinrich Wichern die deutsche evangelische Kirche auf dem Wittenberger Kirchentag dazu aufrief, das soziale und volksmissionarische Programm der Inneren Mission als wesentliche Aufgabe der Kirche anzuerkennen. In seiner spontanen Rede vor der Wittenberger Versammlung erwähnte Wichern unter den Aufgaben der Inneren Mission an vorderer Stelle auch die Betreuung der wandernden Bevölkerung. Mit der Feststellung „Wir Deutschen sind nicht bloß ein ansässiges, sondern zu Hunderttausenden auch ein Nomadenvolk“<sup>7</sup> wies er darauf hin, daß eine Vielzahl getaufter Christen von der Betreuung durch die Ortsgemeinden nicht erfaßt wurden.

Dabei hatte Wichern in erster Linie die wandernden Handwerksgesellen, die Deutschen in der europäischen Diaspora und die Eisenbahnarbeiter im Sinn. Auf die Hollandgänger wurde er erst in der Folge des Wittenberger Kirchentags von außen aufmerksam gemacht, nämlich durch den reformierten Pastor der tecklenburgischen Gemeinde Ladbergen, Gustav Lenhartz. Ein großer Teil der arbeitsfähigen Männer aus Ladbergen zog Jahr für Jahr nach Holland, der überwiegende Teil als Torfgräber an die Dedemsvaart, einen Kanal zur Erschließung der Moorgebiete im Norden und Nordosten der Provinz

<sup>7</sup> Johann Hinrich Wichern, *Sämtliche Werke*, hg. v. Peter Meinhold, Berlin 1958ff., Bd. 1, 157.

Overijssel. Lenhartz berichtete Wichern von einer Reise, die er im Mai 1849 aus eigenem Antrieb unternommen hatte, um seine Gemeindeglieder dort zu besuchen. Die Freude der Männer, in dieser öden Landschaft bei ihrer schweren Arbeit von ihrem Pastor besucht zu werden, der gemeinsame Gesang und das Hören auf Gottes Wort - all das, so Lenhartz weiter, war für die Arbeiter wie für ihn zu einem eindrucksvollen geistlichen Erlebnis geworden.<sup>8</sup>

Lenhartz wiederholte seine Predigtreisen noch mehrfach in den 1850er Jahren. Zu dieser Zeit waren auch die Innere Mission in den Niederlanden und der neugegründete Rheinische Provinzial-Ausschuß für Innere Mission auf die Hollandgänger aufmerksam geworden. Letzterer riet zu einer regelmäßigen Betreuung durch einen Theologen, der sich im Sommer um die Hollandgänger und den Rest des Jahres um den Aufbau der deutschen evangelischen Gemeinde in Rotterdam kümmern sollte. Doch diese geplante enge Verbindung von Diasporapflege und Hollandgängerbetreuung kam nicht zustande.

Erst 1861 wandte sich der Central-Ausschuß dem Problem wieder, und diesmal ernsthaft, zu. Zuerst ließ er eine Denkschrift anfertigen, die das Ausmaß der Hollandgängerei beschrieb, die damit verbundenen sozialen und geistlichen Probleme umriß und Lösungswege aufzeigte: Demzufolge richtete sich die Sorge der betroffenen Gemeindepfarrer nicht nur auf die geistliche Verarmung und sittliche Verrohung der Wanderarbeiter selbst, sondern auch auf die Gefahr, daß - wie Pastor Krücke aus dem lippischen Langenholzhausen in der Denkschrift zitiert wurde - „das böse Beispiel in der Fremde“ auch in der Heimatgemeinde „auf die Dauer seinen verderblichen Einfluß übt“. Um solches zu verhindern, sollte der von Lenhartz und anderen beschrittene Weg institutionalisiert und jährlich ein oder mehrere deutsche Geistliche zu mehrwöchigen Predigtreisen in die Niederlande gesandt werden.<sup>9</sup> Tatsächlich gelang es dem Central-Ausschuß, die kirchliche Betreuung der Hollandgänger für die folgenden dreißig Jahre in dieser Form zu etablieren.

Für die Freistellung und Finanzierung der Theologen war die Innere Mission auf die Unterstützung der zuständigen Konsistorien angewiesen. Diese befürworteten die entsprechenden Anträge in aller Regel und zeigten sich auch sonst interessiert und kooperativ. Deutlich wurde aber zugleich, daß das territorial gegliederte Landeskirchentum im 19. Jahrhundert nicht in der Lage

<sup>8</sup> Schreiben Gustav Lenhartz' an Wichern v. 13.9.1849, in: ADW, CA W 12, Bd. 1, Nr. 13.

<sup>9</sup> Central-Ausschuß für Innere Mission, Denkschrift betreffend die geistlichen Bedürfnisse der sogenannten „Hollandgänger“ und die Befriedigung derselben, 1861, in: ADW, CA H 12, Bd. 1, fol. 21-26.

war, die Bewältigung eines grenzübergreifenden Migrationsproblems aus eigener Initiative voranzutreiben, weil sich etwa das Konsistorium in Münster nicht für die Ziegeleiarbeiter aus Lippe zuständig sah. Die kirchliche Betreuung der Hollandgänger war nur durch das internationale Zusammenwirken der Inneren Mission in den Niederlanden, des Rheinischen Provinzial-Ausschusses und deutscher Kirchenbehörden unter der koordinierenden Tätigkeit des Central-Ausschusses zustande gekommen.<sup>10</sup> Dieses Defizit markiert ein wesentliches Strukturmerkmal der christlichen Vereinsbewegung im 19. Jahrhundert: Denn schließlich war die begrenzte Zuständigkeit von Ortsgemeinden und landeskirchlichen Behörden ein entscheidender Motor für die Ausbreitung der Inneren Mission - gemäß dem von Wichern in Wittenberg formulierten Grundsatz: „Kommen die Leute nicht in die Kirche, so muß die Kirche zu den Leuten kommen.“<sup>11</sup>

#### 4. Die Reiseprediger als Überlieferungsträger

Was über die evangelischen Hollandgänger heute bekannt ist, stammt überwiegend aus der Feder der Reiseprediger, die zu deren Betreuung aus Deutschland entsandt wurden. Die ersten, sporadischen Predigtreisen wurden von Gemeindepfarrern unternommen, die in ihrer Ortsgemeinde in starkem Maß von der Hollandgängerei betroffen waren. Sie besuchten ihre Gemeindeglieder auf eigene Faust, fanden einen schnellen Zugang zu den Arbeitern, die sie ja von der Heimat kannten, blieben allerdings nur kurz, weil sie ihre Heimatgemeinden nicht lange unversorgt lassen konnten.

Seit der Central-Ausschuß 1861 die Koordinierung der Predigtreisen übernahm, wurden zumeist mehrere Geistliche für mehrere Wochen im Frühling und Sommer in die Niederlande geschickt. Sie wurden zu diesem Zweck von ihrer Kirchenbehörde freigestellt; vielfach beauftragten die Konsistorien für diesen Dienst auch Kandidaten der Theologie, die leichter verfügbar waren.

Von diesen Reisepredigern ist eine dritte Gruppe zu unterscheiden, die manchmal auch zutreffender als "Reiseagenten" bezeichnet werden. Dabei handelt es sich um jene Theologen, die weniger zur praktischen Betreuung unterwegs waren als vielmehr zur Erforschung der Sachverhalte und der organisatorischen Voraussetzungen der Predigtreisen. Einer der ersten, der zu

<sup>10</sup> Vgl. Talazko, a.a.O., 333f. (Erstdruck) bzw. 262 (Neudruck).

<sup>11</sup> Wichern, Sämtliche Werke, Bd. 1, 164.

diesem Zweck die Niederlande bereiste und Kontakte zu den führenden Kreisen der holländischen Inneren Mission pflegte, war der Kandidat Friedrich Meyeringh vom Rheinischen Provinzial-Ausschuß für Innere Mission. Er trat 1863 als Reiseagent in den Dienst des Central-Ausschusses, der bis dahin fast ausschließlich auf ehrenamtlicher Basis gearbeitet hatte. Diese Reiseagenten - wie Meyeringh und sein Kollege Johannes Hesekeel, der spätere General-superintendent in Posen - stellten sozusagen den Prototyp des Diakoniefachmanns dar, der, losgelöst von Gemeinde- oder Vereinszusammenhängen, diakonische Sachfragen ergebnisorientiert und professionell bearbeitet.

Ob ein Reiseprediger die Sache der Inneren Mission ehrenamtlich, saisonal befristet oder hauptamtlich betrieb, hatte auch Einfluß auf Form und Inhalt der von ihm verfaßten Texte. Je länger und intensiver die Tätigkeit der Reiseprediger war, desto sensibler wurden sie in der Regel für die besonderen Problemlagen ihrer Klienten; zudem schärfte die zunehmende Professionalität der Agenten deren Beobachtungsgabe.

## 5. Reisepredigerberichte als Geschichtsquellen

Die Informationen über die Hollandgänger stammen fast ausschließlich von den Reisepredigern; Zeugnisse von den betroffenen Wanderarbeitern sind nicht darunter - ein Befund, der in vielen Bereichen der Sozialgeschichte eine bedauerliche Selbstverständlichkeit ist. Die Quellen lassen sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nach ihrer Form in drei Gruppen unterteilen:

- Zum einen kürzere Schreiben mit berichtenden Teilen, mit denen der Empfänger zu einer Handlung veranlaßt werden sollte, wie etwa das bereits erwähnte erste Schreiben von Lenhartz an Wichern. Dieses zielte darauf ab, daß die Hollandgänger beim bevorstehenden Kongreß für Innere Mission als besondere Gruppe von Wanderarbeitern behandelt werden sollten.
- Zum anderen handelt es sich um Berichte zur Veröffentlichung in kirchlich-diakonischen Zeitschriften. Sie sind für ein größeres, interessiertes Publikum geschrieben, das über die kirchliche Betreuung der Hollandgänger informiert werden soll, damit es die Sache innerlich und bestenfalls auch finanziell unterstützt. Diese Zeitschriftenartikel fassen häufig Informationen aus detaillierten internen Berichten zusammen.

- Diese nicht zur Veröffentlichung vorgesehenen Reisepredigerberichte bilden die dritte und wichtigste Quellengruppe der Edition. Sie sind zumeist sehr umfangreich und umfassen nicht selten mehr als dreißig Seiten; sie füllen in unserem Archiv zehn starke Aktenbände. Der große Umfang der Berichte entsprach dem Wunsch des Central-Ausschusses und der beteiligten Kirchenbehörden nach umfassender Information. Auf's genaueste schildern die Reiseprediger darin ihre Reiseroute, den Verlauf der Begegnungen mit den Arbeitern an deren Arbeitsplätzen, ihre gottesdienstliche Tätigkeit, die Verteilung erbaulicher Schriften sowie die Begegnungen mit Arbeitgebern und holländischen Amtskollegen. Sie beschrieben die geistlichen und sittlichen Gefahren, die von der liberalen Atmosphäre eines Landes im Zustand fortgeschrittener Säkularisierung ausgingen, dessen Pfarrer nach ihrer Meinung in der Mehrheit den allerflachsten Rationalismus und Materialismus predigten. Aber sie wiesen auch auf die wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Hollandgänger hin, die oft in schmutzigen, feuchten Unterkünften hausten, um ihren gerechten Lohn betrogen und zum Kauf überteuerter Waren genötigt wurden. Diese umfangreichen Berichte bilden den eigentlichen Fundus an sozialgeschichtlichen Informationen, der den besonderen Wert der Edition ausmacht. Herr Professor Lucassen wird in seinem Beitrag darauf noch ausführlicher eingehen.<sup>12</sup>

Dieser Informationsgehalt, der für die Historiker von vorrangiger Bedeutung ist, macht in archivwissenschaftlicher Hinsicht den *Sekundärwert* der Quellen aus. Um die Informationen und Urteile der Reiseprediger richtig einordnen zu können, ist es wichtig, sich auch den *Primärwert* der Berichte vor Augen zu führen, also die Funktion, die sie in ihrem Entstehungszusammenhang hatten.

Es lassen sich dabei vier Funktionen unterscheiden: Zuerst einmal wünschte der Central-Ausschuß von seinen Reisepredigern eine umfassende Information über deren Arbeitsfeld und die damit in Zusammenhang stehenden Probleme. Das diente als Grundlage für die Gestaltung der weiteren Arbeit der Reiseprediger. Diese grundlegende Informationsfunktion führt zu der Ausführlichkeit der Berichte.

Zweitens sollten die Berichte zur Information der beteiligten Landes- bzw. Provinzialkirchen dienen. Sie unterstützten ja die Arbeit finanziell und durch Freistellung von Geistlichen. Hier liegt also eine Funktion der Rechenschaftslegung vor, die zugleich darauf abzielte, die Konsistorien zu einer weiteren personellen und finanziellen Förderung zu veranlassen.

---

<sup>12</sup> Vgl. den folgenden Beitrag in dieser Zeitschrift.

Die dritte Funktion der Berichte ist bereits von nachgeordneter Bedeutung: Die Berichte werden als Grundlage für komprimierte Darstellungen der Arbeit an den Hollandgängern verwendet, die im Rahmen der Jahresberichte des Central-Ausschusses oder in den „Fliegenden Blättern“, dem Zentralorgan des Central-Ausschusses, veröffentlicht wurden.

Viertens schließlich dienten die Berichte auch der Information neu hinzukommender Reiseprediger über ihr bevorstehendes Arbeitsfeld.

Soviel zum *Primärwert*, zur ursprünglichen Funktion der Texte. Was als interner Bericht zum Zwecke der behördlichen Information und Rechenschaftslegung entstand, kann heute gelesen werden als Beleg für die Motive, den Aufbau und den Ablauf der kirchlichen Betreuung von Hollandgängern. Dies gehört bereits zum *Sekundärwert* der Unterlagen, denn die Berichte wurden ja nicht als Traditionsquellen für spätere Historikergenerationen geschrieben. Genauer gesagt - und ich scheue mich nicht, diesen in manchen Ohren anstößigen Begriff zu benutzen - es macht den *Evidenzwert* der Unterlagen aus; denn so gelesen geben die Berichte Auskunft über die Organisation, die Aufgaben und die Aufgabenerfüllung des Central-Ausschusses als schriftgutproduzierender Stelle.

Die Berichte können aber auch - weitgehend unabhängig vom Entstehungshintergrund der Quellen im Bereich der Inneren Mission - gelesen werden als Beschreibung der wirtschaftlichen und sozialen Lage deutscher Wanderarbeiter in den Niederlanden; will man auch das mit einem Fachterminus belegen, spricht man vom *Informationswert* der Unterlagen.

Dieser sekundäre Informationswert ist besonders dort von Bedeutung, wo unmittelbare Überlieferung nicht vorhanden ist - sei es aufgrund von Überlieferungsverlusten im Krieg oder, wie hier, aufgrund der Tatsache, daß die Betroffenen eigene Aufzeichnungen in nennenswerter Zahl nicht hinterlassen haben bzw. keine davon in Archiven verfügbar sind. Das ist nicht nur bei den Hollandgängern so. Viele Unterlagen im Archiv des Diakonischen Werkes der EKD wurden nachgefragt als Quellen über randständige soziale Gruppen, die Klienten der Inneren Mission waren.

Die vergebliche Suche nach unmittelbaren Zeugnissen etwa von wandernden Handwerksburschen oder Prostituierten hat bereits viele Forscherinnen und Forscher in unser Archiv geführt, wo zumindest Unterlagen (insbesondere

Berichte) der Wandererfürsorge, der Sittlichkeitsverbände und der Gefährdetenfürsorge als mittelbare Zeugnisse vorhanden sind.

Sicherlich: Prostituierte sind auch Gegenstand der Akten der Gesundheitspolizei; dort tauchen sie aber fast nur als juristisches oder administratives Problem auf. Der Informationswert der staatlichen Unterlagen ist deshalb zumeist gering. Bei den Unterlagen des Central-Ausschusses ist dies deshalb anders, weil im Mittelpunkt der diakonisch-missionarischen Arbeit der Inneren Mission das Individuum stand und steht. Das Ziel der Rettung der einzelnen Person an Leib und Seele führte zur intensiven Auseinandersetzung mit den sittlichen und sozialen Verhältnissen der Betroffenen, was dann auch seinen schriftlichen Niederschlag fand.

Über diesen Informationswert der Hollandgängerquellen der Inneren Mission und über die editorische Arbeit, die es den Nutzern der Edition möglich machen wird, den Texten quellenkritisch die für sie relevanten Informationen zu entnehmen, berichtet im folgenden Herr Professor Lucassen.

## Das Editionsprojekt „Hollandgänger“ in sozialgeschichtlicher und insbesondere arbeitergeschichtlicher Perspektive<sup>1</sup>

Jan Lucassen

### 1. Vorbemerkung

Die Quellenedition zur Geschichte der deutschen „Hollandgänger“, die bereits Gegenstand des vorangehenden Aufsatzes von Michael Häusler in diesem Heft ist, hat in vielfacher Hinsicht große Aussagekraft: für die Kirchengeschichte, für die Mentalitäts- und Ideengeschichte, aber auch für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Konzentrieren wir uns auf die Hollandgänger selbst, dann fällt es nicht schwer zu zeigen, wie sehr ihr jährlicher Aufenthalt in den Niederlanden fast völlig vom Arbeiten beherrscht wurde. Das wird unmittelbar deutlich, wenn man bedenkt, wie außerordentlich lang der Arbeitstag war.

Von den Torfgräbern etwa heißt es: „So beginnt die Arbeit mit dem Aufgang der Sonne, und die Sterne scheinen noch auf die todesmüden Arbeiter herab.“<sup>2</sup> Bei den Zieglern war es nicht anders: „Die Woche über sind sie freilich durch ihre Arbeit ganz in Anspruch genommen; denn diese beginnt im Sommer schon um vier Uhr, ja oft um drei Uhr, und geht ununterbrochen fort bis Mittag. Dann ist Rast von zwölf bis zwei Uhr. Von da an wieder Arbeit bis spät abends gegen neun Uhr“.<sup>3</sup> Zum Schluß hören wir noch, was der erste Reiseprediger Gustav Lenhartz über die Grasmäher aus dem ostwestfälischen Valdorf schreibt: „Von den Valdorfern, die ich um 9 Uhr wieder antraf, als sie sich eben anschickten zum Abendbrote und zur Nachtruhe das Haus ihres Bauern aufzusuchen, hörte ich, daß sie von 3 Uhr früh bis abends 9 Uhr bei der Arbeit seien mit einer

---

<sup>1</sup> Vortrag im Rahmen der Sitzung der Fachgruppe 3 des Vereins deutscher Archivare beim Deutschen Archivtag in Münster am 1. Oktober 1998. Ich danke meinen Kollegen der Editionsgruppe für ihre Zustimmung zur Veröffentlichung dieses Vortrags, wie auch meinem Kollegen Piet Lourens vom *Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis* für seine Hilfe. Für die sorgfältige und gründliche sprachliche Überarbeitung meines Beitrages danke ich Michael Häusler, Archiv des Diakonischen Werkes der EKD, Berlin.

<sup>2</sup> Ein Verweis auf die genauen Seitenangaben der Quellenedition ist leider noch nicht möglich. Daher wird im folgenden der Name des Verfassers (bzw. der Titel) des Berichts, das Jahr der Reise und, soweit möglich, das genaue Datum angegeben. Hier: Smend, 6.5.1861; siehe auch „Die Hollandgänger“, in: *Fliegende Blätter* 1849, 305f.

<sup>3</sup> Meyeringh, 1861 in seiner Einleitung. Die Arbeitspausen nach Fiensch, 2.5.1865: „[D]ie Ziegler haben Pausen um 8 Uhr morgens (eine halbe Stunde), mittags von 12 - 1 1/2 Uhr, nachmittags um 4 Uhr (eine halbe Stunde).“

kurzen Unterbrechung um 8 Uhr morgens zum warmen Frühstück. Den Tag über müsse ihr großer Milchkrug mit Brot sie erquicken.“<sup>4</sup>

Die Arbeit prägte also in jeder Hinsicht die Existenz der Hollandgänger wie die aller Wanderarbeiter. Daher werde ich meine sozialhistorischen Betrachtungen auf die Bedeutung des Editionsprojektes „Hollandgänger“ für die Geschichte der Arbeit, der Arbeiter und der Arbeitsverhältnisse beschränken. Selbstverständlich, und darauf weise ich hier ausdrücklich hin, heißt das weder, daß es keine legitimen anderen Gesichtspunkte gibt, um diese Quellen zu studieren - kirchengeschichtliche, politische, mentalitätsgeschichtliche usw. - noch, daß nicht auch andere wichtige sozialhistorische Aspekte betrachtenswert wären: beispielsweise die Betrachtungen der Reiseprediger über die holländische Stände- und Klassengesellschaft, die Familienverhältnisse, die Armenunterstützung, über das Schulwesen, die niederländischen Sozialisten oder typische niederländische Festlichkeiten.

Die Reiseberichte deutscher Prediger sind in vielfacher Hinsicht eine wichtige und manchmal einzigartige Quelle für die Geschichte der Arbeit, nicht nur in den Niederlanden und den Herkunftsgebieten der Arbeiter, sondern auch für die Geschichte saisonaler Wanderer weltweit. Ich werde versuchen, dies in drei Schritten zu zeigen. Zunächst folgen einige allgemeine Bemerkungen über Missionsberichte als Quellen für die Sozial- und insbesondere die Arbeitergeschichte, sodann vergleiche ich kurz die Quellen für die Geschichte der Hollandgängerei innerhalb und außerhalb kirchlicher Archive und abschließend verweile ich etwas ausführlicher bei der Bedeutung kirchlicher Reiseberichte für vier verschiedene Gruppen von Hollandgängern.

## **2. Missionsberichte als Quellen für die Sozial- und insbesondere die Arbeitergeschichte**

Beginnen möchte ich mit dem Hinweis, daß diese Berichte einer umfassenderen Quellengattung angehören, nämlich der Gattung der Missionarsberichte im allgemeinen, die von großer Bedeutung für die „Labour History“ ist. Einige Beispiele aus der Äußeren Mission und aus der Inneren Mission in Europa, und zwar sowohl der protestantischen als auch der katholischen, mögen zeigen, wie wichtig diese kirchlichen Quellen sind, und vielleicht auch, wie sehr sich Kirchenarchive und „labour historians“ gegenseitig behilflich sein können - weit mehr, als von beiden Seiten bisher vermutet wird:

---

<sup>4</sup> Lenhartz, 16.6.1862. Selbst am Sonntag wurde gearbeitet, vgl. Meyeringh, 1866, unter „c. Gottesdienst außer der Anwesenheit des Reisepredigers, a. Sonntagsfeier“, sowie „Hollandsgänger und Reisepredigt“, in: Fliegende Blätter 1867, 48f.

Im Bereich der Äußeren Mission hat Ravi Ahuja 1997 in seiner Heidelberger Dissertation über Arbeit in Madras (Indien) ausführlich die Briefe und Berichte der „dänischen Missionare“ im Archiv der Franckeschen Stiftungen in Halle benutzt.<sup>5</sup> Frans Huijzendveld hat in seiner Amsterdamer Dissertation aus demselben Jahr an der Freien Universität sehr kritisch die Quellen der Bethel-Mission im Hauptarchiv der von Bodelschwingschen Anstalten (in Bielefeld-Bethel) und der Vereinigten Evangelischen Mission (in Wuppertal-Barmen) für seine Analyse der Plantagenarbeit in der sog. Ostafrikanischen Schweiz (heute Nordost-Tansania) verwendet.<sup>6</sup> Und die Herrnhuter mit ihrer Evangelische Broedergemeente Suriname haben viele Quellen für das Studium von Plantagen in Surinam geliefert, wie beispielsweise in der Dissertation von Alex van Stipriaan aus dem Jahre 1991 deutlich wird.<sup>7</sup>

Aus dem Bereich der protestantischen Inneren Mission an Dauer- und Langzeitwanderern sind unter anderem Berichte überliefert, die die Lebensbedingungen der Amerikagänger, der Masuren und der Seeleute beschreiben.<sup>8</sup> Entsprechend bestand auf katholischer Seiten eine Betreuung von Bretonen und Flamen in Paris<sup>9</sup> sowie eine Polen- und Italienermission im wilhelminischen Deutschland<sup>10</sup>. Für die saisonalen Wanderer schließlich gibt es außerhalb der

<sup>5</sup> Ravi Ahuja, Die Erzeugung kolonialer Staatlichkeit und das Problem der Arbeit. Eine Studie zur Sozialgeschichte der Stadt Madras und ihres Hinterlandes zwischen 1750 und 1800, Diss. Phil.-Hist. Fakultät Heidelberg 1997, vor allem 25f.: „[D]iese taugten gut als Korrektiv und Ergänzung der 'company-Quellen', weil sich die Perspektive der Missionare, die fließend Tamil, Telugu und Portugiesisch sprachen, deshalb auch mit den unteren Schichten der Bevölkerung ins Gespräch kamen (und dabei nicht immer monologisierten), stark von der anderer Europäer unterschied.“

<sup>6</sup> Vgl. Frans Huijzendveld, 'Die ostafrikanische Schweiz'. Plantages, planters en plattelandsontwikkeling in West-Usambara, Oost-Afrika, ca. 1870-1930, Hilversum 1997, vor allem Kapitel 5.

<sup>7</sup> Alex van Stipriaan, Surinaams contrast. Roofbouw en overleven in een Carabische Plantage economie 1750-1863, Diss. Freie Universität Amsterdam 1991.

<sup>8</sup> Vgl. Helmut Talazko, „Agenten berichten. Erhebungen des Central-Ausschusses zur sozialen Lage“, in: Hans Christoph von Hase/Peter Meinhold (Hgg.), Reform von Kirche und Gesellschaft. Studien zum 125. Gründungstag des Central-Ausschusses für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche, Stuttgart 1973, 84-91; ders., „Die kirchliche Betreuung der deutschen Hollandgänger im 19. Jahrhundert“, in: J. van den Berg/J.P. van Dooren (Hgg.), Pietismus und Reveil. Referate der internationalen Tagung: Der Pietismus in den Niederlanden und seine internationalen Beziehungen (Kerchistorische Bijdragen, Bd.7), Leiden 1978, 324-342.

<sup>9</sup> Bert Woestenborghs, Vlaamse arbeiders in den vreemde of hoe in de 19e en 20e eeuw Vlaamse seizoenarbeiders elders hun brood moesten gaan verdienen, Gent 1993, 99ff; Abel Chatelain, Les migrants temporaires en France de 1800 à 1914. Histoire économique et sociale des migrants temporaires des campagnes françaises au XIXe siècle et au début du XXe siècle, Villeneuve d'Ascq 1976, 1067-1082.

<sup>10</sup> Nur zwei Beispiele: Für die Polen vgl. Karl Marten Barffus, „Gastarbeiter“, in Nordwestdeutschland 1884-1918, Bremen 1985, 210-214; für die Italiener vgl. René Del Fabbro, Transalpini. Italienische Arbeitswanderung nach Süddeutschland im Kaiserreich 1870-1918, Osnabrück 1996, 223-226. - In den USA besteht mehr Interesse an diesen Themen als in Europa; vgl. zwei kürzlich erschienene Artikel: David A. Badillo, Between Alienation and Ethnicity: The Evolution of Mexican-American Catholicism in San Antonio, 1910-1940, in: Journal of American Ethnic History 16/1997, 62-83, und Peter R. d'Agostino, The Triad of Roman Authority: Fascism, the Vatican, and Italian Religious Clergy in the Italian Emigrant Church, in: Journal of American Ethnic History 17/1998, 3-37.

Hollandgängerei Berichte verschiedener Reiseprediger über die lippischen Ziegler in Deutschland<sup>11</sup> und, wenn auch in weitaus geringerem Umfang, über die Niederländer in Duisburg<sup>12</sup>, weiterhin Berichte von Friedrich Oldenberg über Torfarbeiter im Rhinluch<sup>13</sup> sowie von Johannes Hesekei über die Wanderarbeiter beim Rübenanbau und in den Zuckerfabriken der Provinz Sachsen.<sup>14</sup>

### 3. Quellen für die Geschichte der Hollandgängerei innerhalb und außerhalb kirchlicher Archive

Ist die Quellengattung der Missionarsberichte also ohnehin schon wichtig für die Geschichte der Arbeit, so kann nicht genug betont werden, wie selten Quellen über Wanderarbeiter im Vergleich zu Quellen über seßhafte Arbeiter und selbst auch über Dauerwanderer sind. Dafür gibt es drei Gründe: erstens die mangelnde Fähigkeit der meisten saisonalen Wanderer, sich schriftlich zu äußern, die noch hinter der Schriftlichkeit seßhafter Arbeiter zurückblieb, zweitens das Desinteresse der Arbeitgeber an diesen Arbeitern wie auch drittens das Desinteresse der Behörden im Ausgangs- und im Zielgebiet. Das erste wird den Leser vermutlich nicht überraschen, doch die zwei letztgenannten Bemerkungen bedürfen vielleicht der Erläuterung.

Bei Arbeitgebern von Wanderarbeitern handelte es sich meist um kleine, wenig organisierte Betriebe oder um große Betriebe, die diese Arbeiter nicht unmittelbar, sondern im Akkord beschäftigten. In beiden Fällen bieten die Quellen über diese Arbeiter viel weniger als - oft schon sehr lückenhafte - „normale“ Fabrikarchive: bestenfalls Gesamtsummen über die den Akkordanten ausbezahlten Löhne, aber keine Namen von Arbeitern, geschweige denn Daten über deren Herkunft, Karriere, weitere Ausbildung usw.

Aber auch die Behörden in den Ausgangsgebieten waren meistens wenig interessiert an diesen Leuten - viel weniger als an wirklichen Auswanderern wie

<sup>11</sup> Johannes Tack, *Die Hollandsgänger in Hannover und Oldenburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiter-Wanderung*, Leipzig 1902, 127; Fritz Fleege-Althoff, *Die lippischen Wanderarbeiter*, Detmold 1928, 374; Peter Steinbach, *Die Berichte der lippischen Wanderprediger in wilhelminischer Zeit*, in: *Lippische Mitteilungen* 47/1978, 151-207; vgl. auch Volker Wehrmann (Hg.), „Unter dem Volke und mit dem Volke gelebt ...“. *Die vertraulichen Berichte der Pfarrer an das Fürstlich Lippische Konsistorium 1840-1880*, Detmold 1998.

<sup>12</sup> F. E. Brouwer, *Inventarissen van de archieven van de Vereniging van Vrienden der Waarheid, de Confessionele Vereniging en de Gereformeerde Bond (Rijksarchief Utrecht, Inventaris 66)*, Utrecht 1987; R. Engelbert, „Holländer in Deutschland“, in: *Sonntagsblatt für innere Mission in Rheinland und Westphalen*, 24. Jg., Nr. 35 (31. August 1873); „Holländer in Deutschland“, in: ebd., 25. Jg. (15. November 1874), 191-192.

<sup>13</sup> Friedrich Oldenberg, *Bericht über die Torfarbeiter im Rhin-Luche*, in: *Fliegende Blätter* 1864, 65ff. und 97ff.

<sup>14</sup> Hubert Olbrich (Hg.), *Sozialbericht von Johannes Hesekei über die Wanderarbeiter beim Rübenanbau und in den Zuckerfabriken der Provinz Sachsen in 1866*, Berlin 1982.

etwa nach Nordamerika -, solange sie Geld nach Hause mitbrachten und damit die Armenkassen entlasteten. Pässe waren normalerweise nicht nötig. Reiseprediger Julius Smend schrieb, als er am 3. Mai 1861 bereits vier Stunden mit dem Pferde-Omnibus von Neuenhaus durch die Heide nach Westen gefahren war: „Da gebot ein Schild mit zwei Löwen uns drohend Einhalt; der Wagen hielt an der holländischen Grenze. In holländischer Zunge fragte ein Beamter, ob die Reisenden Steuerbares mit sich führten. Auf meine Aussage 'Nein' ließ man mich unbelästigt.“<sup>15</sup>

Kurz gesagt: Zoll ja, Pässe nein. Saisonale Reisende wurden deshalb nur ausnahmsweise registriert, zum Beispiel wenn im Kriegsfall Rekruten benötigt wurden.<sup>16</sup> Eine wichtige Ausnahme stellte das Fürstentum Lippe dar, wo die Wanderarbeit so wichtig für die Gesamtwirtschaft war, daß sich in Detmold eine außerordentlich reiche Quellensammlung befindet, wenigstens für den Zeitraum bis zur Einführung der Gewerbefreiheit im Jahr 1869.<sup>17</sup>

Dasselbe trifft für die Behörden in den Zielgebieten, also in diesem Fall in den Niederlanden, zu. Auch diese zeigten meistens nur wenig Interesse an Wanderarbeitern. Solche Arbeiter betreuten sich selbst, hatten keine Zeit zum Faulenzen und waren daher normalerweise keine Gefahr für die öffentliche Ruhe. So sind auch hier Quellen ganz selten.<sup>18</sup> Im übrigen waren nicht nur die zivilen, sondern auch die kirchlichen Behörden kaum an Hollandgängern interessiert. Auch wenn in diesem Aufsatz nicht auf die Ursachen dafür eingegangen werden kann, die ziemlich universal zu sein scheinen, soll dies hier ausdrücklich festgestellt werden.<sup>19</sup>

#### 4. Bedeutung der kirchlichen Reiseberichte für die Geschichte der Hollandgänger

Aus den vorstehenden Ausführungen läßt sich bereits der Wert einer Quelle erahnen, die über fast ein halbes Jahrhundert systematisch fortgesetzt wurde

<sup>15</sup> Smend, 3.5.1861; vgl. Schütte, 5.5.1862, und Rieke, 18.5.1863.

<sup>16</sup> Außer Lippe (s. folgende Fußnote): Jan Lucassen, *Migrant Labour in Europe 1600-1900. The Drift to the North Sea*, London 1987, 7-17 (vgl. Jan Lucassen/Erik Jan Zürcher, *Conscription as Military Labour. The Historical Context*, in: *International Review of Social History* 43/1998, 405-419). Für statistische Angaben zu Hannover vgl. Lenhart 1866, Schluß, und für eine Statistik über Grasmäher vgl. „Hollandgänger und Reisepredigt“, in: *Fliegende Blätter* 1867, 47.

<sup>17</sup> Piet Lourens/Jan Lucassen, *Arbeitswanderung und berufliche Spezialisierung. Die lippeischen Ziegler im 18. und 19. Jahrhundert* (Studien zur historischen Migrationsforschung, Bd. 6), Osnabrück 1999.

<sup>18</sup> Neben den Quellen bei Lucassen, *Migrant Labour* (s. Fußnote 16), gibt es auch noch eine Liste von Moorarbeitern im Rijksarchief in Overijssel: Schoutambt Wanneperveen, „Register van vreemde liuden“ vom 25.4.1749.

<sup>19</sup> Vgl. die in den Fußnoten 8-14 angeführte Literatur.

und dabei relativ vollständig erhalten ist: 110 Reiseberichte und 19 sonstige Texte, also Quellen über zwei Drittel der insgesamt 165 Reisen, von denen wir für die Zeit von 1849 bis 1893 wissen, wobei zwischen 1860 und 1893 keine Jahre fehlen.<sup>20</sup> Die weitgehende Vollständigkeit besteht nicht nur in chronologischer, sondern auch in sachlicher Hinsicht, denn die Berichte belegen ein Interesse an den wichtigsten<sup>21</sup> Gruppen deutscher saisonaler Arbeiter, die damals noch<sup>22</sup> in den Niederlanden arbeiteten:

- die Grasmäher und Heuer sowie
- die Torfgräber, die wie die erstgenannte Gruppe am Anfang des hier betrachteten Zeitraums noch aus vielen verschiedenen Gegenden Niedersachsens und Westfalens, am Ende aber fast ausschließlich aus dem ostfriesischen Rheiderland kamen,
- die lippischen Ziegler und
- die oldenburgischen Stukkateure.

Bei der folgenden kurzen Betrachtung dieser vier Gruppen stehen folgende Fragen im Vordergrund:

- ⇒ Wie werden die verschiedenen Gruppen in diesen Berichten beschrieben?
- ⇒ Inwieweit ist diese Information ergänzend, kontrastierend oder selbst einmalig im Vergleich zu den anderen uns zur Verfügung stehenden Quellen?<sup>23</sup>

#### 4.1. Grasmäher und Heuer

Die Situation der Grasmäher und Heuer wird in den Reiseberichten der Jahre 1852 bis 1892 beschrieben. Die meisten Bauern und erst recht deren Arbeiter waren bekanntlich im 19. Jahrhundert keine großen Schriftsteller. Über die

<sup>20</sup> Für die Zeit vor 1860 liegen nur 13 Berichte aus verschiedenen Quellen vor, wobei die Jahre 1851, 1853 und 1856-1859 völlig fehlen. Zwischen 1860 und 1893, als die Organisation beim Central-Ausschuß für Innere Mission lag, fehlen keine Jahre, sondern nur einzelne Berichte.

<sup>21</sup> Weitere Berufsgruppen, die in den Texten einigermaßen ausführlich begegnen, sind Glasbläser, Matrosen und Auswanderer. Nebenbei werden auch Kornmäher, Leimkocher, Stellmacher, Zimmerleute, Dienstboten und Prostituierte genannt.

<sup>22</sup> In dem Zeitraum, in dem die Reiseprediger Holland besuchten, ging der Hollandsgang bereits zurück; vgl. Lucassen, *Migrant Labour* (wie Anm. 16), 172-194.

<sup>23</sup> Vgl. auch Albin Gladen/Antje Kraus, *Deutsche Wanderarbeiter in den Niederlanden im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterwanderung*, in: Dieter Petzina/Jürgen Reulecke (Hgg.), *Bevölkerung, Wirtschaft, Gesellschaft seit der Industrialisierung. Festschrift für Wolfgang Köllmann zum 65. Geburtstag*, Dortmund 1990, 321-341.

Tausende von deutschen Grasmähern auf den friesischen und nordholländischen Bauerhöfen ist daher sehr wenig bekannt. In Ausnahmefällen haben Bauern ihren "poepen", "mieren" - oder wie sie ihn sonst nannten - in Tagebüchern erwähnt.<sup>24</sup> Noch seltener sind überlieferte Briefe von Arbeitern. Insgesamt sind bis heute etwa 15 bis 20 solcher Briefe aus den Jahren 1770 und 1860 bis 1895 bekannt.<sup>25</sup> Die vielen hundert Seiten, die die Reiseprediger diesen Leuten über mehr als vierzig Jahre widmeten, sind daher eine äußerst wichtige Ergänzung und manchmal das einzige, was wir wissen. Einige Beispiele mögen diese Behauptung belegen:

Ich beginne mit dem Arbeitsmarkt, weil Mäher, falls sie nicht zu ihrem Arbeitgeber des Vorjahrs zurückkehren konnten, sich tatsächlich auf dem Markt verdingen mußten. Reiseprediger Jerxsen schreibt 1864 dazu: „Es war Dienstag morgen [...] Wochenmarkt in Sneek, zu dem sich fast jeder Bauer aus der Umgegend und viel Mäher einfanden, die sich hier auch dingen lassen. Hunderte von rijtuigen der Bauern hielten vor den Gasthäusern. [...] Am Markte saßen die Deutschen zu zehn, zwanzig und darüber und warteten, bis sie jemand dingte. Wem fällt da nicht das Gleichnis unseres Heilandes ein: 'Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater ...' und es war auch hohe Zeit für die Arbeiter, daß sie gemietet wurden, denn das Mähen war im vollen Gang.“<sup>26</sup>

Drei Jahre später berichtet Reiseprediger Elster noch ausführlicher über dieses Phänomen: „Vor Bolsward fand ich die armen, gestern in Sneek ohne Arbeit gebliebenen Ostfriesen auf dem Grase unter Bäumen liegend. Sie wollten's morgen auf dem Bolswarder Markte aufs neue versuchen, ob nicht noch Arbeit für sie da sei. [...] 'Donnerstag, den 20. Juni, ging ich des Morgens auf den Bolswarder Wochenmarkt. Ich traf dort dieselben Ostfriesen, die ich schon an zwei Tagen vorher gesehen hatte. Es waren noch einige dazugekommen. Auch waren auf dem Markte evangelische Oldenburger aus Vechta, Diepholzer, Bruchhäuser, und ich meine auch Sulinger. Die letzteren hatten aber sämtlich Arbeit und waren nur auf dem Markte, um Bekannte zu sehen. [...] Es mochten wohl 100 Arbeiter auf dem Markte sein, außer den Genannten noch katholische Oldenburger und Paderborner sowie Holländer aus Groningen und Drenthe. Ein dichter Kreis von Deutschen und Holländern umdrängte mich, wenn ich zu meinem Volk ein Wörtchen sprach und Traktate verteilte.“<sup>27</sup>

<sup>24</sup> G.A. Wumkes, Een dagboek uit de patriottentijd; H. Algra (Hg.), Kroniek van een Friese boer. De aantekeningen (1821-1856) van Doeke Wijgers Hellega, Franeker 1980.

<sup>25</sup> Jan Lucassen, Hannekemaaiersbrieven 1860-1869. Een bijdrage tot de geschiedenis van de arbeidsverhoudingen in de Friese hooibouw, in: It Beaken 49/1987, 200-229; A. Eijnck u.a. (Hgg.), Wanderarbeit jenseits der Grenze. 350 Jahre auf der Suche nach Arbeit in der Fremde, Assen 1993, 63 u. 103.

<sup>26</sup> Jerxsen, 28.6.1864.

<sup>27</sup> Reisebericht Elsters, 19./20.6.1867; vgl. Elster, 18.6.1868.

Hatten sie einmal Arbeit gefunden, dann konnten sie fünf bis sechs Wochen die Sensen ins Gras schlagen. Aber wozu? Reiseprediger Meyeringh - immer peinlich genau in seinen Beschreibungen - erzählt uns 1867 folgendes über die Entlohnung von Grasmähern und Heuern: „[Ü]ber Arbeitslohn wird freilich auch zwischen Mähern und Bauern niemals kontrahiert, nur die Heuer haben festen Akkord. [...] Es gibt zwei Sorten von Gras und danach auch verschiedene Arbeitslöhne. Für ein pondemaat gedüngtes Gras wird in der Regel 25 Silbergrotschen, für ungedüngtes 20 Silbergrotschen gezahlt. Ein span à zwei Mann mäht durchschnittlich täglich drei pondemaat gedüngtes und vier pondemaat ungedüngtes Gras. Der Verdienst ist also einträglicher als beim Torfgraben, zumal der Grasmäher teilweise seine Kost bei seinem Bauer hat. Ein Bauer in Friesland hat gewöhnlich nur zwei Mäher, selten vier oder mehrere, und diese empfangen bei ihm sonntags die volle Kost, an Wochentagen außer einer beliebigen Quantität Buttermilch täglich zweimal Kaffee und abends den üblichen Brei. Die übrigen Lebensmittel beziehen sie gleichfalls von Krämern, doch sind Klagen über Betrügereien derselben weniger bekannt geworden.“<sup>28</sup>

Ein Jahr später erläutert derselbe Reiseprediger noch genauer, wovon die Intensität der Arbeit und die Höhe des Verdiensts abhängen konnten: „Die Ernte selber war in den südlichen, niedrig gelegenen Distrikten an Qualität und Quantität ungleich besser als in den nördlichen, höher gelegenen Gegenden. Die anhaltende große Hitze hatte aber den Graswuchs in der ganzen Provinz zu gleicher Zeit zur Reife gebracht. Die Mäher wurden daher sehr gesucht und konnten außer einem feststehenden guten Arbeitslohne ein tüchtiges Hand- oder Trinkgeld verdienen, das sehr ungleich war, je nachdem der friesische Bauer seinen Beutel zu ziehen sich genötigt sah. Die Heuer wurden dagegen weniger begehrt, da der Prozeß des Heuens durch die anhaltende Wärme sehr beschleunigt wurde und sich gleichsam von selber machte; ein nicht geringer Teil derselben mußte leider unverrichteter Sache wieder in die Heimat zurückkehren. - Die Arbeit des Grasmähens war sehr erschwert, da das Gras sehr hart und trocken und die Hitze alle Tage im Zunehmen war. Die Leute konnten in den heißen Mittagsstunden unmöglich fortarbeiten und waren gezwungen, die Sonntagmorgen und -abende zur Hilfe zu nehmen, um dadurch Ersatz für die öfters unterbrochenen Werktagsarbeiten zu finden.“<sup>29</sup>

#### 4.2. Torfgräber

Die Situation der Torfgräber wird in den Reiseberichten der Jahre 1849 bis 1885 dargestellt. Die Bemerkungen über die Quellsituation bei den Gras-

<sup>28</sup> „Hollandsgänger und Reisepredigt“, in: Fliegende Blätter 1867, 46.

<sup>29</sup> Meyeringh 1868, B. Die Grasmäher und Heuer.

mähern und Heuern treffen in noch größerem Maße auf die Torfgräber zu. Soweit bekannt, liegen Informationen über Torfgräber von Seiten der Arbeitgeber nur in einem einzigen Archiv vor, nämlich in den Unterlagen der Maatschappij Helenaveen, einer Torfabtragungsgesellschaft an der Grenze zwischen den Provinzen Brabant und Limburg, die erst 1853 mit ihren Aktivitäten begann.<sup>30</sup> Über die weit wichtigeren Abtorfungen in Südholland und Utrecht sowie in den vier nördlichen Provinzen Friesland, Groningen, Drenthe und Overijssel liegen bei weitem keine Quellen ähnlicher Qualität vor.

Auch Briefe von deutschen Torfgräbern in den Niederlanden sind mit Ausnahme von Helenaveen nicht bekannt. Ein glücklicher Umstand kann allerdings erwähnt werden: Im Gegensatz zu den Grasmähern arbeiteten die Torfgräber in weit größeren Gruppen zusammen, wodurch es hier auch Streiks gab, die manchmal von Gewalt begleitet waren. In solchen Fällen schritten natürlich die Behörden ein, was dann den Historikern wiederum Quellen liefert.<sup>31</sup> Auch im Fall der Torfgräber sind also die ausführlichen Berichte der Reiseprediger über einen Zeitraum von fast vierzig Jahren eine unverzichtbare Ergänzung und zum Teil die einzig verfügbare Quellengrundlage.

Beginnen wir mit den Ursachen der Wanderung: Der bereits mehrfach genannte Reiseprediger Meyeringh liefert in seinem Bericht von 1868 einen guten Überblick über die Situation der Torfgräber: „Die diesjährige Zahl derselben war im Verhältnis zu früheren Jahren eine ungewöhnlich große. Man schätzte dieselbe Ende April für Dedemsvaart-Hoogeveen auf reichlich 600 Mann. Jeder Tag brachte aber zur Zeit meiner Anwesenheit neue Zugänge, so daß nach meinem Fortgange zu Anfang Mai die Zahl der dortigen Torfarbeiter auf 800 Mann gestiegen sein wird. Rechnet man dazu die am Almelokanaal beschäftigten 200 Mann, so beläuft sich die diesjährige Gesamtzahl deutscher Torfarbeiter zu Dedemsvaart-Hoogeveen und Almelokanaal auf reichlich 1.000 Mann. Diese ungewöhnliche Erscheinung hat zunächst ihren Grund in der 'teueren Zeit', sodann in dem diesjährigen hohen Arbeitslohne, der in Holland zu verdienen war und der sich auf der Dedemsvaart auf 8,50 bis 9,00 hfl pro Tagewerk stellte.

Die schlechte Ernte des vorigen Jahres und die dadurch veranlaßten hohen Brotpreise hatten den 'Arbeitern und kleinen Leuten' die vollständige Bezahlung der Haus- und Landmiete zum Teil erschwert oder auch denselben eine erhebliche 'Roggenschuld' aufgebürdet, wodurch sie getrieben wurden, an dem

<sup>30</sup> Zu finden im Streekarchief Deurne.

<sup>31</sup> G.F. van Asselt, *De Hollandgänger: gastarbeid in de 19de eeuw. De Conferentie te Oeynhausen op 27 februari 1866; een hoofdstuk uit de geschiedenis van de Reisepredigt*, in: *Tijdschrift voor Sociale Geschiedenis* Jg. 2 Nr. 4 (1976), 4-41; Jan Lucassen, *The Other Proletarians: Seasonal Labourers, Mercenaries and Miners*, in: *International Review of Social History* 39/1994, Supplement, 171-194.

hohen Tagelohn im Auslande, den die Heimat ihnen nicht bieten konnte, einen Ersatz zu suchen."<sup>32</sup>

Was machte das Torfgraben eigentlich aus, wie muß man sich diese Arbeit vorstellen? Reiseprediger Smend gibt 1861 folgende Erläuterung: „Sechs bis elf Mann sind die 'ploegen' (die einzelnen Torfarbeiterscharen, wie sie von einem Herrn für eine bestimmte Zeit in Dienst genommen werden) stark. Einer oder zwei 'bonkers' ebnen die etwa sechs Fuß hohe Torfwand, die beiden Gräber, welche Aufsicht und Herrschaft über den ploeg führen und fast untrüglich, auch was christliche Gesinnung betrifft, der Ausdruck der ganzen Schar sind, teilen fortschreitend die Torfmasse, der eine senkrecht, der andere horizontal, in die erforderlichen Torfstücke ein, und die abgetheilten Törfe fliegen unglaublich schnell von Hand zu Hand.“<sup>33</sup>

Die Torfgräber arbeiteten also im Gruppenakkord<sup>34</sup>, und am Anfang jeder Saison war es für Arbeitgeber und Arbeiter immer wieder ungewiß, welcher Lohnsatz erreicht werden konnte. Dieser hing einerseits von den Verkaufspreisen des Torfs und andererseits vom Arbeiterangebot ab. Vielfach kam es ja - wie bereits erwähnt - zu Streiks, in deren Folge unterschiedliche Gruppen von Arbeitern gegeneinander ausgespielt werden konnten, wie etwa Lenhartz 1850 beschreibt: „Ich darf hier wohl die nicht ganz unbegründete Vermutung aussprechen, daß das von mir unter der Kanzel und auf derselben gesprochene Wort der strafenden und warnenden Ermahnung und Bitte zur Erhaltung des äußeren Friedens wohl mitgewirkt hat. Es waren nämlich durch die katholischen Arbeiter aus dem hannoverschen Amt Lingen auch die Ladberger Arbeiter zur Arbeitseinstellung behufs Erzwingung eines höheren Lohnes aufgefordert worden. Drei Ladberger ploegen, die nicht sehr ferne voneinander lagen und ruhig fortarbeiteten, hatten den stürmisch andringenden, etwa 150 Aufwieglern sich zur Wehr setzen müssen, und es war ihnen gelungen, dieselben,

<sup>32</sup> Meyeringh, 1868, A. Die Torfarbeiter. – Vier Jahre zuvor schreibt Crédé 1864 am Schluß über die Torfarbeit: „In der Heimat bleiben können sie nicht wohl; sie haben den Verdienst, auch wenn er sehr gering ist, nötig (und Zieglerarbeit können wenigstens unsere Lipper und die benachbarten Ravensberger nicht suchen, weil sie den Bauern in der Heimat kontraktlich zur Hälfte in der Ernte verpflichtet sind, also zu Jakobi wieder zu Hause sein müssen).“

<sup>33</sup> Smend, 6.5.1861.

<sup>34</sup> Vgl. Lourens/Lucassen, Arbeitswanderung und berufliche Spezialisierung, Osnabrück 1999. Davon abweichend, allerdings nicht eindeutig, berichtet Crédé 1864 (Schluß) über die Arbeit der Torfarbeiter: „Je mühseliger aber die Torfarbeit ist, desto bedauernswerter ist das, daß der Arbeitslohn von der Willkür der Arbeitgeber abhängt. Diese haben, damit keiner dem andern Arbeiter entziehe oder den Arbeitslohn teuer mache, ein für allemal untereinander festgesetzt, daß über Arbeitslohn nichts vorbedungen werde. Im Laufe der Arbeitsperiode vereinbaren sie sich über den Betrag, welchen sie für dieses Jahr pro Tagewerk vergüten wollen. Was der eine zahlt, zahlt auch der andere. Aber Akkord wird observanzmäßig mit den Arbeitern nicht abgeschlossen. Die Arbeit nimmt ihren Anfang, ohne daß ein Mann weiß, was ihm dafür werden wird. Etwa in der Mitte der Arbeitszeit geschieht eine Abschlagszahlung; an dem Tage, an welchem die Arbeit aufhört, geschieht Restzahlung. Dann erst, an diesem letzten Tage, werden die Leute gewahrt, für wieviel Groschen sie sich so abgequält und abgeschunden, abgeschwitzt und abgefroren haben.“

obwohl nur 30 gegen 150, in die Flucht zu schlagen, wobei einer der Fliehenden, des Schwimmens unkundig, bald sein Leben in der vaart, dem Hauptkanale, verloren hätte. Die bei der Ortsbehörde darob erhobene Klage war zwar zurückgenommen und niedergeschlagen, allein durch die Ortsbehörde ward mir die Besorgnis ausgesprochen, daß dem Gerede nach der unterlegene Teil am zweiten Pfingsttage seine Schande abzuwaschen suchen wolle, weshalb ich gebeten wurde, die Erneuerung des Streites verhindern zu helfen. Ich tat dies gerne und freue mich, daß der Frieden nicht weiter gestört worden ist.<sup>35</sup>

Am häufigsten und ausführlichsten beschreiben die Reiseprediger die Hütten der Torfgräber; so Reiseprediger Schütte 1862: „Die Frage des Pastor Lenhartz, ob wir auf einige Augenblicke in die tent (Arbeiterhütte) treten und dort eine kurze Andacht halten sollten, wurde freudig bejaht. Wir gingen hin. Eine kaum drei Fuß hohe Tür wurde geöffnet, und gebückt betraten wir die Schwelle und schritten so in die tent. Was bot sich nun meinen Blicken dar? Der Quadratinhalt der tent mochte etwa acht bis zehn Fuß betragen. Nicht höher als die Tür, also kaum drei Fuß hoch, waren trockene Torfstücke zwischen hölzerne Pfosten und Balken aufeinander geschichtet, und darüber war ein Ziegeldach gelegt. Oben im Dache befand sich eine Öffnung, durch welche der Rauch des Feuers, welches mitten in der tent brennt, abgeleitet wird, durch welches aber auch zu Zeiten der Regen stark genug eindringt. Ferner befinden sich Wohnstube, Schlafstätte, Küche, Keller, Vorratskammer, alles in einem und demselben Raume. Weiche Betten fehlen gänzlich. Auf einem harten Strohlager liegt Mann neben Mann, acht bis zehn, je nach der Stärke des ploegs. So fand ich die Einrichtung überall; nur fand ich in anderen Gegenden in der tent einen Kamin und Herd. Die Nahrungsmittel dieser Leute bestehen meistens in Brot, Butter, Buchweizen, Speck, Eier, Kaffee und Bier. Kartoffeln essen sie selten.“<sup>36</sup>

Schütte läßt den Rauch noch ableiten, aber sein Kollege Jerxsen erfährt es zwei Jahre später anders: „In den Hütten war oft eine drückende Hitze, ein Rauch von dem beständig in der Mitte der Hütte auf der Herdstatt am Fußboden glimmenden Torf, daß mir der Kopf bald glühte und Wasser in die Augen

<sup>35</sup> Schreiben Lenhartz' vom 23.8.1850, Schluß; vgl. Meyeringh, 1865: „f. Abhängigkeit von der Lohneswillkür der Arbeitgeber, a. Der Torfarbeiter“; Fiensch, 1866; Meyeringh, 1866: „B. Der deutschen Hollandgänger, 1. Diesjährige Zahl, a. der Torfarbeiter, e. Abhängigkeit von der Lohneswillkür der Arbeitgeber“; „Hollandsgänger und Reisepredigt“, in: Fliegende Blätter 1867, 40-43. – Eine alternative Protestform beschreibt Credé 1864 (Schluß): „Wer mit dem Lohne nicht zufrieden ist, mag sehen, wo er mehr bekommt. Die Ostfriesen sollen daher, bei der Abrechnung mit den Torfbauern nicht selten in Uneinigkeit geratend, das Arbeitsgerät, Eigentum des Torfbauern, entführen.“

<sup>36</sup> Schütte, 7.5.1862; vgl. Credé 1864 (Schluß).

trat, vornehmlich wenn man zur Mittagszeit eintritt, wo einer nach dem andern sich am Feuer sein Essen bereitet; Pfannkuchen ist die tägliche Losung.<sup>37</sup>

### 4.3. Die lippischen Ziegler

Die Situation der lippischen Ziegler ist den Reiseberichten der Jahre 1860 bis 1893 zu entnehmen. Wie bereits gesagt, stellt sich die Quellenlage bei den lippischen Ziegleren völlig anders dar als bei den anderen Arbeitergruppen. Insofern könnte man sagen, daß die Berichte der Reiseprediger in diesem spezifischen Fall weniger einzigartig sind. Diese Wertung gilt allerdings nur für die Zeit bis 1869, als auch in Lippe die Gewerbefreiheit eingeführt wurde, was wiederum zur Abschaffung der staatlichen Institution der „Ziegelboten“ mit ihren umfassenden Befugnissen und der sich daraus ableitenden umfangreichen Verwaltung führte. Es gilt sicherlich nicht für die folgenden vierundzwanzig Jahre, für die die Reiseberichte - wenigstens für das Bestimmungsland Holland - zweifelsohne die wichtigste Quelle darstellen. Aber auch für die Zeit vor 1869 liefern die Reiseberichte wertvolle Einzelheiten, an denen die lippischen Behörden gar nicht interessiert waren.

Ich beschränke mich hier auf ein längeres Zitat von Friedrich Werdelmann aus dem Jahr 1867 über die Zieglerwohnungen, das die meisten anderen Beschreibungen an Genauigkeit deutlich übertrifft: „Das Leben der Ziegler in der Fremde ist, wenn wir es zunächst nach der leiblichen Seite hin betrachten, in vieler Hinsicht ein mühseliges zu nennen. Ist die Arbeit auch an sich nicht über-schwer, so ist sie, indem sie von morgens halb 3 Uhr bis abends 9 Uhr mit etwa 2 1/2 Stunden Pause zum Essen und Ruhen andauert, doch ermüdend. Unsere Landsleute verdienen es redlich, was sie draußen gewinnen. [...] Die Wohn-ungen oder vielmehr Wohnstuben der Ziegler fand ich in Holland ziemlich, in Ostfriesland weniger reinlich; die vielen Kleidungsstücke und sonstigen Uten-silien, womit die Wände überladen sind, machten zuerst einen beengenden Eindruck auf mich, doch hatte ich mich bald daran gewöhnt. In den Seiten-wänden befinden sich die Schlafstätten, Kojen genannt, nach der Stube zu offen stehend und je für zwei Mann bestimmt und auch geräumig genug. Die Betten fand ich bis gegen Mittag gewöhnlich nicht gemacht. Das geschieht meistens erst am Nachmittag oder in den Abendstunden durch eine dazu vom Ziegelherrn bestellte Frau, während die Reinigung der Stube von den Leuten selbst, die damit wochenweise abwechseln, zu besorgen ist. [...] Die Arbeiter haben, um ihre Wohnstube, die sich in ihren Einrichtungen auf allen Ziegeleien so gleicht wie ein Ei dem andern, noch weiter zu beschreiben, jeder ein Reservoir, das er, so oft er die Stube verläßt, verschließt und in dem er die ihm

<sup>37</sup> Jerxen, 24.5.1864.

gehörenden wertvolleren Sachen als Uhr, Hemd, Geld usw. aufbewahrt. Dasselbe besteht in einem kleinen Schranke, davon so viele an einer Wand der Stube neben- und übereinander gebaut sind, als Arbeiter auf der Ziegelei sich befinden. [...] In der Mitte der Stube befindet sich ein langer, großer, von Bänken und Stühlen umstellter Tisch, an welchem gegessen wird, um welchen ich auch jedesmal die Leute versammelte, um die Andacht zu halten. Auf jeder Stube tickt eine genau gehende Wanduhr, nach welcher sich alle richten für den Anfang und das Ende der Tagesarbeit. Vor den Fenstern bemerkt das umherblickende Auge die verschiedensten Sachen, oft bunt durcheinander gemischt, Messer, Gabeln, Nadeln, Pfeifen, Haarkämme, Stücke von Zigarren, ganze und halb zerbrochene Spiegel und dergleichen. [...]

In den meisten Stuben bemerkt man an der Wand auch noch ein langgeschnittenes, hölzernes Brett, das mit so vielen von oben nach unten gezogenen Kreidestrichen versehen ist, als sich Arbeiter auf dem Werke befinden. Dies ist das Kontobuch der Arbeiter gegeneinander über die Getränke, die sie in größeren Quantitäten gemeinsam eingekauft, aber dem einzelnen, je nach dem Maße, als er davon gebraucht, berechnet werden. Jeder kann, so oft er Lust hat, hingehen und trinken, muß in seinen Strich aber jedesmal einen Querstrich machen. Die Querstriche werden am Ende jeder Woche dann aufgezählt, in ein Buch verzeichnet und am Ende der Arbeitszeit in Rechnung gebracht. [...] Das Essen der Ziegler besteht Tag für Tag des Morgens beim Anfang der Arbeit in Kaffee, um 8 Uhr (Frühstück) in Kaffee mit Butterbrot (meist mit etwas Auflage von Speck oder Wurst), zu Mittag in einem Gericht Erbsen oder Bohnen mit darin gekochtem Speck (oder je und dann in Pfannkuchen aus Buchweizenmehl), des Nachmittags wieder in Kaffee mit Butterbrot und des Abends in Gerstenschrot mit Milch. Die Viktualien werden auf gemeinsame Rechnung eingekauft und am Ende an den winkelier auch als gemeinsame Schuld bezahlt. Das Brot ist dem westfälischen Pumpnickel nicht unähnlich. Das gewöhnliche Brot wiegt vier Pfund und kostet acht Stüber, ist also, wie überhaupt alle Lebensbedürfnisse in Holland, ziemlich teuer.<sup>138</sup>

#### 4.4. Die oldenburgischen Stukkateure

Die oldenburgischen Stukkateure, deren Situation in den Reiseberichten der Jahre 1868 bis 1889 beschrieben wird, bilden hinsichtlich der Quellenlage eine Art Zwischenkategorie.

<sup>38</sup> Werdelmann 1867 (Schluß, Das Leben der Ziegler in der Fremde); für Wohnungen vgl. auch Krücke, 21.7.1869. - Während Werdelmann die Mühsal des Lebens der Ziegler betont, ist der Reisebericht Credés von 1864 (Schluß) in dieser Hinsicht optimistischer.

Die oldenburgischen Behörden waren nicht so energisch und aufmerksam wie jene in Lippe, doch haben sie manches Interessante festgehalten.<sup>39</sup> Die Arbeiter selbst oder ihre Arbeitgeber haben jedoch, soweit bekannt, keine Berichte hinterlassen, so daß auch hier wieder für den Zeitraum zwischen 1868, als die Reiseprediger erstmals diese Gruppe „entdeckten“, und 1889 viele Informationen zu finden sind.

Lassen Sie mich wiederum einige Beispiele aus diesen zweiundzwanzig Jahren darstellen, angefangen mit einer knappen Charakteristik der Arbeitsweise aus dem Bericht Meyerings von 1868: „Die Stukkaturarbeiter kommen anfangs April und bleiben bis Ende August, sind also durchschnittlich fünf Monate in Holland. Sie arbeiten von 4 oder 5 Uhr morgens bis 9 oder 10 Uhr abends. Acht Arbeitsstunden gelten ein Tagewerk, das mit hfl 1,25 bezahlt wird. Sie machen aber zwei Tagewerke an einem Tage, verdienen also per Tag hfl 2,50, für fünf Monate im günstigen Falle 200 bis 300 hfl. Der Meister sendet sie je nach Bedürfnis seiner Kunden von der Stadt aus, wo er wohnt, nach allen gewünschten Arbeitsplätzen der Umgegend. Infolgedessen sind die Arbeiter über die ganze Provinz zerstreut, von Leeuwarden aus über Friesland, von Groningen aus, von Zwolle aus über Overijssel. Sie kommen aber meistens am Sonntage in die Provinzial-Hauptstadt, und auch, wenn sie weiter entfernt arbeiten, wenigstens vier bis sechs Mal während der Arbeitsperiode. Die Meister sind größtenteils geborene Oldenburger, die sich in Holland niedergelassen haben und dort naturalisiert sind. Einige 'kleine' Meister haben ihr Domizil noch in der oldenburgischen Heimat behalten; sie kommen dann mit den Gesellen nur während der Sommerperiode herüber.“<sup>40</sup>

Während der Reiseprediger Meyerings den Verdienst angibt, widmet sein Kollege Wolter auch den Ausgaben Aufmerksamkeit: „Sie bezahlen wöchentlich hfl 3,50 - hfl 4,00 für Kost und Logis. Rechnet man nun durchschnittlich in den Monaten nur zehn Tagewerke per Woche und hfl 1,10 per Tagewerk, so beträgt das im Monat 44 Gulden, davon ab 16 Gulden für Kost und Logis und vielleicht noch monatlich 8 Gulden für andere Ausgaben, so bleiben doch 20 Gulden als Überschuß, in den acht Monaten also 160 Gulden. Und das war auch die Ansicht der Meister, ein guter und solider Arbeiter könne 150-200 Gulden mit nach Hause nehmen: 90-100 Rtlr. Im ganzen Leben die Leute mäßig und solide, haben durch das fortwährende Arbeiten in den Häusern der Vornehmen (denn das gewöhnliche Anstreichen mit Ölfarbe gehört nicht zu ihrem

<sup>39</sup> Ernst Hinrichs/Rosemarie Krämer/Christoph Reinders, Die Wirtschaft des Landes Oldenburg in vorindustrieller Zeit. Eine regionalgeschichtliche Dokumentation für die Zeit von 1700 bis 1850, Oldenburg 1988, 69-74; Wolfgang Stelljes, Der Hollandgang, in: Wardenburg. Ein Lesebuch zur Geschichte einer Gemeinde im Oldenburger Land, Oldenburg 1995, 186-201.

<sup>40</sup> Meyerings, 1868, C. Die Stukkaturarbeiter.

Fach) ein bescheidenes und etwas feineres Benehmen bekommen als unsere Grasmäher und sonderlich die ostfriesischen Heuer.“<sup>41</sup>

Wie bei den anderen Arbeitergruppen werden auch die Wohnungen der Stukkateure beschrieben. Hier soll in einem letzten Zitat noch einmal Pastor Wolter zu Wort kommen: „Die Zimmer waren verhältnismäßig klein, ringsherum die Schlafstellen, auf denen sie meist saßen und bei meinem Eintritt lagen. Dazu waren sie unerleuchtet, und scheinen die Arbeiter auch kein Licht zu bekommen.“<sup>42</sup>

## 5. Schlußbemerkungen

Wie wichtig die hier kurz umrissene Quellenedition auch sein mag: Das heißt leider nicht, daß sie leicht zu produzieren war oder ist. Diese Feststellung bezieht sich nicht auf die Archive und Archivarinnen bzw. Archivare. Möglicherweise war es ihnen nicht so bewußt, welche Schätze sie im Hause hatten, bevor Frau van Asselt, die Urheberin unseres Projekts, zu Beginn der 1970er Jahre die ersten Reiseberichte in Berlin fand und bevor andere Mitglieder unserer Gruppe, wie Dr. Talazko, Dr. Kraus, Prof. Gladen und der leider verstorbene Dr. Peter Schram weitere Berichte ermittelten. Diese Berichte befanden sich im Archiv der Lippischen Landeskirche Detmold, im Archiv der Evangelisch-reformierten Petrigemeinde in Minden, im Archiv der Nordelbischen Kirche (Hamburg), im Archiv des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche im Rheinland in Düsseldorf sowie in zwei kirchlichen Zeitschriften in den Niederlanden und vier in Deutschland.<sup>43</sup> Die Mitarbeit der Archivarinnen und Archivare ist immer außerordentlich gut gewesen; das Archiv des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin nimmt dabei natürlich einen Ehrenplatz ein.

Es liegt also nicht an den Archiven, daß wir schon so lange an diesen Bänden arbeiten. Das langsame Fortschreiten ist auch nicht durch die Finanzsituation bedingt, obwohl indirekt die schlechten materiellen Bedingungen an den deutschen Universitäten es einigen unserer Kollegen nicht leicht gemacht haben, optimal an diesem Projekt zu arbeiten. Die entscheidende Ursache für die lange Bearbeitungszeit ist nach meiner Ansicht in der Notwendigkeit zu sehen, daß bei der Bearbeitung der etwa 1.200 Seiten Text - einschließlich Fußnoten,

---

<sup>41</sup> Wolter, 28.6.1869.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Hamburg-Horn; Kirchliche Beiträge zum Ausbau der evangelisch-lutherischen Kirche des Herzogtums Oldenburg auf dem Boden ihrer Verfassung; Monatsschrift für innere Mission, hg. v. Th. Schäfer; Sonntagsblatt für innere Mission in Rheinland und Westphalen; De Vereeniging: Christelijke Stemmen, hg. v. Otto Gerhard Holding u. Ph. Hoedemaker; Volksmagazijn voor Burger en Boer, hg. v. Jan de Liefde.

aber ohne die Einleitungen und vor allem ohne die notwendigen (etwa 100 Seiten) Verzeichnisse und Register - viele Spezialisten intensiv zusammenarbeiten: sowohl Kirchenhistoriker als auch Sozial- und Wirtschaftshistoriker, Spezialisten für niederländische wie deutsche Geschichte, deutschsprachige wie niederländischsprachige Personen. Die praktischen Probleme einer solchen Zusammenarbeit sind nicht zu unterschätzen.

Inzwischen sind die Texte fast vollständig transkribiert und kommentiert, so daß wir uns den Endfassungen der bereits verfaßten Einleitungen und Verzeichnisse zuwenden können, damit wir hoffentlich im nächsten Jahr diese Quellensammlung, deren Einmaligkeit ich in aller gebotenen Kürze doch aufgezeigt zu haben meine, einem Verleger anbieten können.

Damit kehre ich zu meinem Ausgangspunkt zurück: Diese Quellenedition wird sich in ihrer großen Bedeutung nicht nur auf die deutsche Kirchengeschichte oder die niederländische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte beschränken, sondern auch für mindestens zwei weitere Gattungen - die Geschichte der temporären Wanderungen und die Geschichte der Arbeitermission weltweit - von großem Wert sein.

## Hinweise zur Manuskriptgestaltung

### 1. Rechtschreibung

Die Redaktion bittet die Autorinnen und Autoren, ihre Beiträge bis auf weiteres entweder - vorzugsweise - in der sog. alten Rechtschreibung abzufassen oder die neue Rechtschreibung anzuwenden, in beiden Fällen jedoch konsequent zu verfahren.

### 2. Zitierweise

Wir bitten um Beachtung folgender Zitierregel, weil dann die zeitraubende Überarbeitung der Fußnoten reduziert werden kann:

1. Verfasservorname, 2. Familienname, 3. Komma, 4. Buchtitel oder Aufsatz- bzw. Lexikonartikelüberschrift, 5. Komma bei Monographien; Komma mit folgendem in und Doppelpunkt bei Aufsätzen, 6. Erscheinungsort (entfällt, wenn das Buch bzw. der Aufsatz in einer vor dem Erscheinungsjahr angegebenen Reihe erschienen ist), 7. ggf. Auflage (hochgestellt), 8. Erscheinungsjahr. - Seitenzahlen sind nach einem Komma, aber ohne die Abkürzung S. anzufügen. Die Fußnote endet mit einem Punkt.

⇒ Beispiel für eine Buchzitation: Hans Christoph von Hase/Peter Meinhold (Hgg.), Reform von Kirche und Gesellschaft. Studien zum 125. Gründungstag des Central-Ausschusses für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche, Stuttgart 1973, 84-91.

⇒ Beispiel für eine Zeitschriftenzitation: Reinhard van Spankeren, 150 Jahre Diakoniegeschichte im Spiegel der Diakoniejubiläen, in: Helfende Hände 3/1998, 5-14.

### 3. Beiträge auf PC/Disketten

Beiträge, die auf PC erstellt sind und der Redaktion mittels Disketten bzw. per e-mail zugehen, sind sehr erwünscht, vorzugsweise auf dem Dateiformat Windows 95 oder Word, Schriftart - wenn möglich - Arial 12, für Fußnoten Arial 10. Fußnoten sind auf der jeweiligen Seite, nicht als Endnoten, anzubringen. Wir bitten, Absätze nicht einzurücken und keine Silbentrennungen vorzunehmen.

Bei längeren Beiträgen empfehlen sich Zwischenüberschriften. Diese werden fett gesetzt. Ansonsten bitten wir, nach Möglichkeit auf besondere Textauszeichnungen, wie z. B. Kursivierungen, zu verzichten.

**Weitere Frage richten Sie bitte an die Redaktion.  
Anregungen nehmen wir gern auf.**

### Autorinnen und Autoren

- ◆ Dr. Hans Ammerich, Archiv des Bistums Speyer, Kleine Pfaffengasse 16, 67346 Speyer
- ◆ Barbara Faulenbach, Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission, Archiv, Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
- ◆ Wolfgang Fronhöfer, Archiv des Bistums Passau, Luragogasse 4, 94032 Passau
- ◆ Dr. Michael Häusler, Archiv des Diakonischen Werkes der EKD, Altensteinstr. 51, 14195 Berlin
- ◆ Christine Lauer, Zentralarchiv der Evangelischen Kirche der Pfalz, Domplatz 6, 67346 Speyer
- ◆ Prof. Dr. Jan Lucassen, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Cruquiusweg 31, 1019 AT Amsterdam, Niederlande
- ◆ Dr. Margit Müller, Archiv der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, Am Dom 2, 39104 Magdeburg
- ◆ Daniel Peter, Archives du Bas-Rhin, 5 rue Fischart, 67000 Strasbourg, Frankreich
- ◆ Reinhard van Spankeren, Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche von Westfalen - Landesverband der Inneren Mission e.V., Friesenring 32/34, 48147 Münster